

zinnfiguren

KULTURBUND DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

1981/1982

I N H A L T

- Zur Geschichte der militärischen Uniform Seite 3
 - Schwarz-Rot-Gold 1813 – Die Lützower Seite 16
 - militaria 81 Seite 25
 - Ausbesserung von Schieferformen Seite 26
 - Zur Halterung der Schilde Seite 29
 - Der Schild als Abwehrwaffe Seite 33
 - Literatur Seite 38
 - Neue Figuren Seite 40
 - Personalia Seite 53
 - Handreichung für den Zinnfigurensammler (Beilage)
darin:
Die Kampfkraft der Bauern im Mittelalter
Fahnen im Dreißigjährigen Krieg 2
Das Bauernhaus
Zur Darstellung des Pferdes
Bemalungsangaben
-

Reinhold Müller

ZUR GESCHICHTE DER MILITÄRISCHEN UNIFORM

Mit dem vorliegenden Beitrag sollen Untersuchungsergebnisse zur Geschichte der militärischen Uniform vorgelegt werden. Die Geschichte der Uniform stellt einen speziellen Bereich der Militärgeschichte dar und schlägt eine Brücke von der Heeresgeschichte zur Ökonomie und Produktion.

Die Uniform hat in den europäischen Ländern eine lange historische Entwicklung, die mit den stehenden Heeren des Absolutismus begann und bis in unsere Gegenwart führt. Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit einigen Entwicklungstendenzen in den deutschen Ländern, berücksichtigt aber dabei die allgemeine europäische Entwicklung. Aus diesem Grunde sind auch Ausführungen über die speziellen Entwicklungstendenzen der Uniformen der einzelnen Waffengattungen und Dienste oder der jeweiligen Ausrüstungsgegenstände nicht enthalten. Dieses bleibt weiteren Darstellungen vorbehalten.

Die Militäruniform ist die Bekleidung des Soldaten. Sie kennzeichnet ihn als Angehörigen einer Armee und zeigt gleichzeitig die Stellung an, die er in ihr einnimmt.¹ Die Uniform ist damit das äußere sichtbare und verpflichtende Kennzeichen des Soldaten und einer Armee.

Schnitt, Farbe und Effekte (Abzeichen, Symbole) der Uniform ermöglichen die Zuordnung zu einer Armee und zu einem Staat. Die Entwicklungsgeschichte der Uniform beginnt bei den allgemein üblichen Zwecktrachten der Söldner des 17. Jahrhunderts, die wieder ihre Grundlage in der Tracht des Bürgertums in Europa hatten.² Über Jahrhunderte hinweg entwickelte sie eine große Vielfalt in Schnitt, Form und Farbe bis hin zur zweckbetonten Form in der dem Gelände angepaßten Farbgebung der Kampfanzüge der Gegenwart.

Auf die Gestaltung der Uniform in Europa wirkten in den jeweiligen Entwicklungsperioden sowohl Kostüm- und Modetendenzen, die technische Entwicklung der Waffen als auch in besonderem Maße die Volkstrachten – hier vor allem die russischen, polnischen, ungarischen und die des Balkans. Aus diesen Völkerschaften gingen die Uniformen der Husaren, der Kosaken und der Panduren hervor. Teile von Bauernblusen und Bürgerrocken, Gehröcken und Fräcken, Stücke von Ritterrüstungen und von den farbenfreudigen Landsknechtskleidern wurden ebenso Bestand-

teil der Uniformgestaltung wie die verschiedensten Kopfbedeckungen. An den speziellen Galauniformen können selbst in der Gegenwart noch solche folkloristischen Rudimente festgestellt werden.³

Für die Entstehung der Uniform wird als Begründung oft in unzulässiger Weise und einseitig auf die Existenz kleiner Trabantenkorps an den mittelalterlichen Höfen der Zentral- und Territorialgewalten verwiesen. Diese Trabantenbekleidung in einem relativ einheitlichen Schnitt und oft in der Farbgebung des jeweiligen Dienstherrn (Waffenfarben) soll der Beweis für die Entstehung der Uniform in dieser Zeit sein. Diese spezielle Institution, die für den Hofdienst und als Schutz für den Dienstherrn vorgesehen war, ist jedoch in keiner Weise mit den Aufgaben des feudalen Militärwesens in Zusammenhang zu bringen. Außerdem waren die feudalen Staaten Europas vor dem 17. Jahrhundert nicht in der Lage, die finanziellen und ökonomischen Voraussetzungen für den Aufbau und Unterhalt stehender Heere als die Bedingungen für eine relativ einheitliche Bewaffnung und Bekleidung zu schaffen. Erst die Festigung und Konsolidierung der landesherrlichen Territorien ermöglichte eine aktive Wirtschaftspolitik zur Erhöhung der gewerblichen Produktion. Die absolutistische Wirtschaftspolitik war vor allem auch darauf gerichtet, die Voraussetzungen für die Erhöhung der militärischen Stärke des jeweiligen Landes zu schaffen (stehende Heere).⁴

Alle Untersuchungsergebnisse auf dem Gebiet des Militärwesens haben erbracht, daß von der Antike an bis zum Aufkommen der stehenden Heere – von wenigen Ausnahmen abgesehen – der Krieger oder der Söldner auf der Grundlage einer bestimmten Entlohnung für die Bekleidung und Bewaffnung selbst zu sorgen hatte. Die bis dahin schon vorhandene unterschiedliche Tracht der Krieger und Söldner resultierte aus den Einsatzprinzipien entsprechend der Verwendung als Fußsoldat oder als Reiter.⁵

Erst während des Dreißigjährigen Krieges, der größten militärischen Auseinandersetzung der im Niedergang befindlichen Feudalgesellschaft, können wieder Versuche der einheitlichen Bekleidung von militärischen Formationen (Regimentsstärke) festgestellt werden. So gab es in der schwedischen Armee Infanterieregimenter mit blauen, grünen und roten Röcken. Auch die kaiserliche Armee unter Wallenstein besaß Regimenter mit relativ einheitlicher Bekleidung. Es handelt sich dabei um Formationen, die Wallenstein selbst warb und auf seinen böhmischen Besitzungen mit Bekleidung und Bewaffnung ausstatten ließ.⁶

Derartige Erscheinungen sind aber nicht die Regel. Für die Ausrüstung und Bekleidung gab es noch keine Vorschriften und Festlegungen und sie sind somit nur als Einzelercheinungen anzusehen, die zur gleichen Zeit im englischen, im niederländischen und im französischen Militärwesen nachweisbar sind. Erkennbar ist jedoch, daß in den europäischen Ländern, in welchen das Bürgertum im Bündnis mit den Zentralgewalten ökonomisch erstarkt war, auch unmittelbar Auswirkungen auf das Militärwesen einsetzten, und zwar vor allem auf dem Gebiet der Heeresversorgung und Ausrüstung.



Offizier und Musketier
der französischen Garde aus dem letzten
Drittel des 17. Jahrhunderts



Österreichische Infanterie
in feldmarschmäßiger Bekleidung und
Ausrüstung um 1710

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden dann allgemein die bisher nur zeitweilig angeworbenen Truppenteile durch das stehende Heer ersetzt.⁷ Dieser Prozeß ist identisch mit der Einführung der Uniform. Trotz zentraler (staatlicher) organisatorischer Maßnahmen blieb die Uniformierung bis zum Ende des 17. Jahrhunderts noch sehr unterschiedlich.

Eine erste umfassende Uniformierung aller Truppenteile des stehenden Heeres mit ersten schriftlichen Reglementierungen ist in Frankreich unter Ludwig XIV. nachweisbar.⁸ Im Römisch-Deutschen Kaiserreich führten Brandenburg, Bayern und Österreich als erste eine einheitliche Uniform für ihre Armeen ein.⁹ Die anderen Staaten folgten dann entsprechend ihrer absolutistischen Entwicklung.

Erst die Manufakturen des metall- und textilverarbeitenden Gewerbes waren in der Lage, billige und relativ einheitliche Bekleidungs- und sonstige Ausrüstungsstücke in größeren Mengen zu liefern. Das staatliche Interesse an der Lieferung von hohen Stückzahlen an Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenständen führte zu einer ständigen Steigerung der Produktion und zur Herausbildung einer speziellen Industrie für Rüstungszwecke. Eine bedeutende Entwicklung war in dieser Hinsicht in Brandenburg-Preußen zu verzeichnen; so lieferte Brandenburg zeitweise das Uniformtuch für das russische Heer.¹⁰ Die manufakturmäßige Produktion von Tuchen und Stoffen sowie von Galanteriewaren ermöglichte erstmalig eine weitestgehende einheitliche Bekleidung und Ausrüstung des Soldaten.

Neben der sich immer stärker herausbildenden Produktion in Manufakturen existiert auch noch die handwerkliche zunftgebundene Herstellung von Uniform- und Ausrüstungsstücken. Im 18. Jahrhundert wurde die Herstellung von Uniformstücken dann auch von nicht zunftgebundenen Handwerkern (Soldaten als Handwerker in verschiedenen Gewerken) vorgenommen. Die eigentliche Massenproduktion von Uniformstücken konnte aber erst nach der Erfindung der Nähmaschine und der Konzentrierung dieser Produktion in wenigen Unternehmen erfolgen.¹¹ Bis dahin wurde für jeweils eine Kompanie ein Schneider mit einer Anzahl von Gesellen für die Herstellung der Uniformen vertraglich gebunden.

Hierin lagen auch die Ursachen für handwerklich bedingte und sonstige Unterschiede in Qualität und Quantität der Uniformen begründet. Eine einheitliche vorschriftsmäßige Uniformierung war deshalb nur relativ möglich. In einem preußischen Infanterieregiment waren bis in das 19. Jahrhundert hinein etwa zwölf Schneidermeister mit einer unterschiedlichen Anzahl von Gesellen beschäftigt. Im übrigen war es allgemein üblich, daß jeder Schneidermeister seine Schnittmuster (Patronen) geheimhielt und nicht weitergab. Das war ein weiterer Grund für eine äußerst unterschiedliche Uniformausführung.¹²

Die im 17. Jahrhundert für die Söldner eingeführte einheitliche Bekleidung war vorerst nur für die Mannschaftsdienstgrade verbindlich. Einheitlich wurden zuerst der Schnitt der einzelnen Bekleidungsstücke und die Farbe des Tuches. Auch Schmuckelemente an den einzelnen Bekleidungsstücken, Litzen und Borten, kamen auf. Überhaupt dienten Farbe und Schmuckelemente der Unterscheidung zwischen den einzelnen Formationen. Auch die Uniformierung der jeweiligen Waffengattungen, vorerst der Infanterie und Kavallerie wiesen mehr und mehr spezifische Merkmale auf. In der Regel war die Kavallerie schneller und besser einheitlich bekleidet als die Infanterie, was sich auch darin äußerte, daß die Kavalleristen einen Mantel trugen.

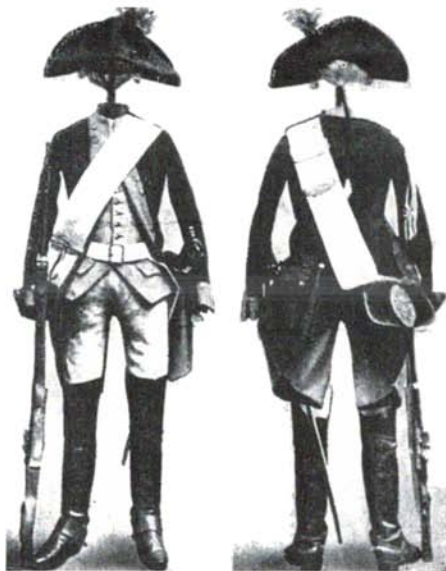
Die Artilleristen dagegen wurden erst relativ spät uniformiert, in einigen europäischen Ländern erst im 18. Jahrhundert. Dabei diente der Fußartillerie die Uniform der Infanterie als Vorbild und der Reitenden Artillerie die der Kavallerie.

Von den ersten Tagen der Schaffung der Uniform bis zur Gegenwart blieb der häufige Wechsel von Uniformen sowie Veränderungen an einzelnen Stücken oder auch der Wegfall und die Neueinführung relativ häufig. Hierfür gibt es in der Entwicklungsgeschichte der Uniform viele Beispiele, die ihre Ursachen in objektiven Gegebenheiten hatten und auch oftmals auf willkürliche Entscheidungen zurückzuführen sind.¹³

Die Uniform der Offiziere und teilweise auch die der Unterführer blieb bis in die Anfangsjahre des 18. Jahrhunderts hinein noch nicht genau reglementiert. Oftmals wurden nur Abzeichen und Symbole, die den Rang der Offiziere und Unterführer kennzeichneten, verbindlich. Die Art der Bekleidungsstücke und deren Gestaltung bestimmte der Offizier weitestgehend selbst. Die Grenzen derartiger Handlungsweisen wurden nur durch den Besitz an finanziellen Mitteln bestimmt. Auch nach der



Offizier des preußischen Gardebataillons
und Grenadier um 1760



Bekleidung und Ausrüstung
(Vorder- und Rückansicht) eines Dragoners
vom Regiment von Platen, 8,
Preußen um 1786

relativ einheitlichen Reglementierung der Offiziersuniform blieben willkürliche Auslegungen und Eigenheiten bei Herstellung und Trageweise der Uniform durch Angehörige des Offizierskorps bestehen. Solche Erscheinungsformen sind in den deutschen Armeen bis nach 1918 nachweisbar.

Allgemeingültig ist jedoch die Tatsache, daß seit der Einführung der Uniform grundsätzliche Unterschiede zwischen der der Offiziere und der der Mannschaften bestehen. Unterschiedliche Gestaltung, der Einsatz von Tuchen und Stoffen in besserer Qualität und größerer Quantität, die Ausschmückung mit Gold- und Silbergespinsten sowie die Verwendung von weiteren ausschmückenden Elementen in der allgemeinen Ausrüstung zeichnen die Uniform der Offiziere aus. In den ersten Jahren nach der Einführung der Uniform besaß auch die Uniform der Unterführer teilweise noch Elemente der Offiziersbekleidung. Sie wurde jedoch mit der stärkeren Trennung der Unterführer von der Schicht der Offiziere immer mehr der Mannschaftausstattung angeglichen und unterschied sich nur noch durch wenige Borten und Bänder (als Rangabzeichen) von dieser.

Die Uniform der Mannschaften war und ist bis in die Gegenwart durch eine einfachere Tuchqualität und durch wollene Litzen und Borten (teilweise auch mit Metallgespinsten versehen) einfacher und zum Teil auch schmuckloser als die der Offiziere gehalten.

Für die Uniformen der Mannschaften wurden bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts gewöhnlich nur grobe Wolltuche und als Futter Leinen verwendet. Die Borten waren aus Wollgespinsten hergestellt. Die Knöpfe bestanden aus Messing oder waren ummantelte Holzknöpfe, Zinn- oder Bleiknöpfe. Erst im 19. Jahrhundert wurden geprägte Knöpfe aus verschiedenen Metallen eingeführt. Relativ frühzeitig setzt auch die Nutzung von Wachstuchen und von Webpelzen für Kopfbedeckungen und als Pelzimitationen an Husarenuniformen ein.

Für die Offiziersuniform wurden stets Tuche besserer Qualitäten und auch Seide als Futterstoff verwendet. Die Stickereien bestanden aus Silber- und Goldgespinst und auch die Knöpfe waren versilbert oder vergoldet. Unterschiede gab es auch bei der Verwendung von Leder für die Ausrüstung und Fußbekleidung. In diesem Zusammenhang ist auch festzustellen, daß bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts eigentlich keine allgemeingültigen Rangabzeichen für die jeweiligen Dienstgrade existierten. Die Unterführer und Gefreiten wurden durch bestimmte Borten und Litzen und die Offiziere nur durch die bereits genannte schmuckvollere Uniform in Verbindung mit den allgemeinen Standessymbolen wie Schärpe, Ringkragen, Portepe und ähnlichen Gegenständen gekennzeichnet. Es war die Regel – und für die größere Anzahl der Armeen der **deutschen Territorialstaaten** galt das bis 1806 – daß die Offiziere vom niedrigsten bis zum höchsten Dienstgrad alle die gleiche Uniform trugen ohne besondere Kennzeichen des Ranges. Selbst die Generale waren nur durch eine besondere Art der Ausschmückung des Rockes mit Silber- oder Goldgespinst und durch die Plümage, die um den Dreispitz herumgelegte weiße Straußenfeder, gekennzeichnet.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam es dann in verschiedenen europäischen Ländern zu ersten Versuchen, die jeweiligen militärischen Dienstgrade kenntlich zu machen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts hatten sich dann zwei grundsätzliche Tendenzen herangebildet, die teilweise bis in die Gegenwart noch verbindlich für die Trageweise der Dienstrangabzeichen sind. Das ist zum einen das Anbringen der Rangabzeichen auf der Schulter oder auf dem Arm und zum anderen die Anbringung auf den beiden Kragenecken. Diese generellen Anbringungsarten wurden auch für die Dienstgradabzeichen der Mannschaften und Unterführer verbindlich.¹⁴

Vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart hat es immer wieder Veränderungen der Uniform in Farbe und Schnitt gegeben. Diese Veränderungen haben ihre Ursachen sowohl in der Weiterentwicklung der Waffen und der Kriegstechnik und damit verbundenen Veränderungen in der Taktik, als auch in sich ständig verändernden ökonomischen Bedingungen und im Eingehen von politischen und militärischen Bündnissen, aber auch im Einfluß von Modetendenzen. Kennzeichnend für die sogenannte „bunte Uniform“ die bis zum Beginn des ersten Weltkrieges getragen wurde, war die Verwendung von Grundfarben, die von den einzelnen europäischen Ländern aus traditionellen Gründen schon frühzeitig ge-

Französische
Revolutionstruppen
um 1795
(links General,
Mitte Offizier der
leichten Infanterie,
rechts Linieninfanterist)



wählt worden waren und ohne größere Abweichungen über einen längeren Zeitraum beibehalten wurden. So waren dunkelblau für Preußen, weiß für Österreich, Spanien und Frankreich, rot für Großbritannien und Hannover und grün für Rußland kennzeichnend.

War die bereits genannte Grundfarbe der Uniform relativ beständig, so wurde zumindest bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein häufig die zweite – die sogenannte Abzeichenfarbe – gewechselt oder verändert. Überhaupt waren fortwährend Veränderungen an der Uniform und an den einzelnen Ausrüstungsgegenständen des Soldaten symptomatisch. Anfangs bestimmte der jeweilige Regimentsinhaber häufig selbständig Details der Uniform. Daraus ist bis zum Ende des 18. Jahrhunderts der häufige Wechsel der Regimentsinhaber feststellbar. Eine feststehende Uniformierung mit allen Einzelheiten, reglementiert durch die jeweilige Zentralgewalt, konnte sich erst im 18. Jahrhundert endgültig durchsetzen.¹⁵

Die große Anzahl und die Arten der Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände der Soldaten, die Verschiedenartigkeit der Abzeichen der einzelnen Waffengattungen, die Neuaufstellung von Formationen sowie die im 18. Jahrhundert oftmals praktizierte Übergabe von Regimentern an befreundete oder verbündete Herrscher oder auch der Verkauf ganzer Regimenter brachten eine Vielzahl von Verordnungen und Vorschriften hervor. Viele derartige Vorschriften lassen sich nicht mehr nachweisen.

Preußische Infanterie
in feldmarschmäßiger Bekleidung und
Ausrüstung um 1884



Auch originale Sachzeugen sind nur noch in Einzelfällen vorhanden, in den wenigsten Fällen auch komplett. Sie können somit nicht als makelloses Belegstück zeitgenössischer Reglementierung dienen. Ein Grund dafür ist, daß die Uniformstücke in der Regel bis zum völligen Zerfall genutzt wurden, sie die bereits erwähnten häufigen Änderungen in Schnitt und Form aushalten mußten und dazu noch oftmals willkürliche Veränderungen durch die Träger hinzukamen.¹⁶

Die von bürgerlichen Historikern und teilweise auch von Uniformkundlern häufig vertretene Ansicht, daß Uniformen nur entsprechend den bestehenden Reglements getragen wurden, trifft bis in das 19. Jahrhundert überhaupt nicht und in verschiedenen Fällen selbst bis in die Gegenwart nicht zu. Derartige subjektive Auslegungen werden durch die bei uns vorhandenen originalen Sachzeugen widerlegt. Aus Sparsamkeitsgründen erfolgte in der Regel bis in das 19. Jahrhundert grundsätzlich nur einmal im Jahr die Ausgabe eines neuen Rockes und einer neuen Hose, die beide täglich zu tragen waren. Es kam jedoch auch vor, daß nur Teile ausgegeben wurden oder die Ausgabe ganz unterblieb; und zwar bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten und vor allem in Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen.

Überhaupt war man bei längeren Kriegen kaum oder nur sehr schlecht in der Lage, die einheitliche Bekleidung und Ausrüstung der Soldaten zu organisieren und durchzuführen. Wirtschaftliche Notlagen zwangen oft

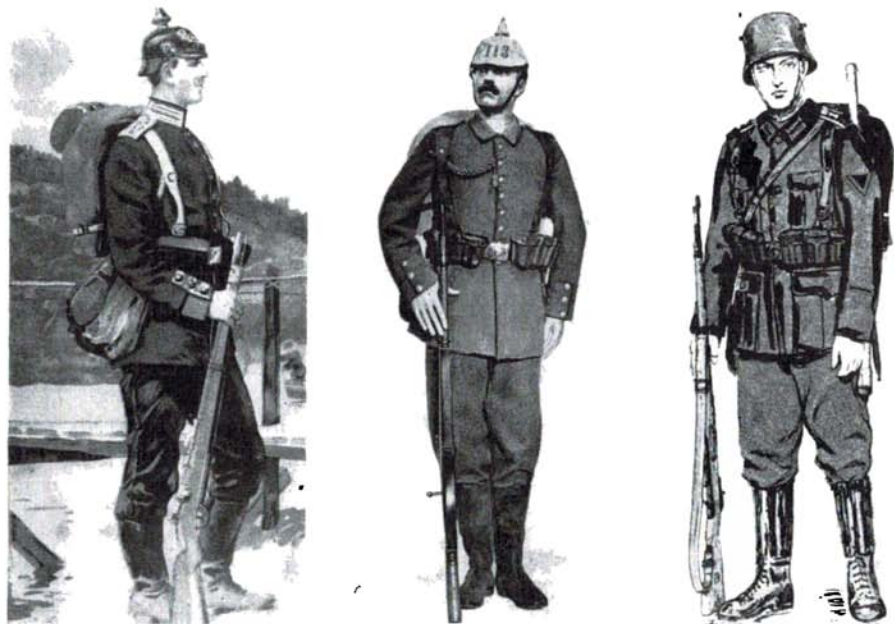
zur Verwendung von zivilen Bekleidungsstücken, vor allem bei Beinkleidern. Dies war aus Sparsamkeitsgründen zum Beispiel im preußischen Heere noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Fall, als zur Grundausbildung der Rekruten die zivilen Eigentumsbeinkleider getragen wurden. Da die vorwiegend handwerkliche Produktionsweise von Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen in den deutschen Territorialstaaten keinen großen Ausstoß erreichte, waren die häufigen Veränderungen oftmals nicht durchführbar. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß vielfach die jeweiligen Gardeformationen relativ einheitlich und den Vorschriften entsprechend bekleidet waren und nur wirtschaftlich und ökonomisch starke Staaten in längeren Friedensperioden einheitlich bekleidete Formationen unterhielten. Objektiv bedingte Abweichungen von den geltenden Vorschriften als auch subjektiv verursachte Veränderungen an der persönlichen Bekleidung oder auch nach eigenen Vorstellungen hergestellten Bekleidungsstücke, vor allem bei Offizieren, waren in fast allen europäischen Armeen der Vergangenheit in unterschiedlichem Umfang und in unterschiedlicher Dauer vorhanden.

Beispiele für die unterschiedliche Anwendung bestehender Reglements in der Uniformierung vermitteln zeitgenössische Abbildungen von uniformierten Einzelpersonlichkeiten, Gruppen oder auch Schlachtendarstellungen. Oftmals ist es notwendig, derartige Abbildungen als zeitgenössische Quellen zur notwendigen Bestimmung von Sachzeugen mit heranzuziehen, wenn man dabei auch sehr quellenkritisch vorgehen muß. In diesem Zusammenhang muß auch auf die häufig größeren Abweichungen im Schnitt und in der Farbgebung hingewiesen werden, da hierfür sowohl Mängel in der Herstellungsweise durch die Handwerker als auch die Verschlechterung oder das Fehlen von bestimmten Rohstoffen die eigentlichen Ursachen sind.

Fehlende Rohstoffe führten teilweise auch zu einer völlig neuartigen Farbgebung innerhalb einer Armee.¹⁷ Besonders die unterschiedlichen Qualitäten der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts verwendeten Farbstoffe und der Tuche ergaben sehr oft Farbspiele von sehr hellen bis ins dunkelste gehenden Schattierungen. Die in der Vergangenheit subjektiv bedingten Bezeichnungen für Farbtöne und Farbqualitäten, die selbst in den Territorialstaaten unterschiedlich waren, verursachen bis in die Gegenwart unterschiedliche Bewertungen und Ansprache von Uniformfarben.

Vielfach kam es innerhalb der Armeen zu längeren Zeitperioden (Umrüstungsperioden), in denen unterschiedlichste Uniformen getragen wurden. Je nach finanziellen und ökonomischen Voraussetzungen des jeweiligen Staates konnten diese Jahre oder Jahrzehnte dauern.

Mit den durch die industrielle Revolution im 19. Jahrhundert bedingten Veränderungen im Heerwesen der europäischen Staaten, und der damit verbundenen Einführung von neuen, weittragenden und wirksameren Artillerie- und Handfeuerwaffen, mußte der Tarnung von militärischen Formationen mehr Beachtung geschenkt werden. Für den Soldaten wurde



die Anpassung an das Gelände vor allem durch Uniformen typisch, die in den sogenannten „Tarnfarben“ wie khaki, graublau und graugrün gehalten waren. Erste Erfahrungen mit tarnfarbenen Bekleidungsstücken sammelten die Briten im Burenkrieg 1900/01. Überhaupt wurden die meisten praktischen Resultate durch die Kolonialkriege erbracht.

Die preußische, bayrische, sächsische und württembergische Armee legten sich bei der Herausgabe der ersten Felduniform vor allem auf die Farbtöne graugrün und grün fest. Diese 1910 reglementierte Felduniform besaß noch farbige Borten, Biesen oder Paspeln, die in der Regel in den vorherigen Regimentsfarben gehalten waren. Der Schnitt der Uniform wurde nun auch etwas bequemer. Neben dieser neuen, ausschließlich für den Kriegsfall vorgesehenen Uniform wurde bis zum Kriegsausbruch 1914 weiterhin die farbige Uniform getragen. Die bis 1915 erbrachten Erfahrungswerte durch den Einsatz der neuen feldgrauen Uniform wie auch zwingende ökonomische Gründe verursachten dann 1915 eine erneute Modifizierung.¹⁸ Danach wurde nur noch die feldgraue Uniform getragen, auch als sogenannte „Friedensuniform“. Die Felduniform war weitestgehend den feldmäßigen Bedingungen angepaßt, vor allem wurden nun alle noch farbigen Elemente reduziert oder ganz beseitigt. Mit diesen neuen feldgrauen Uniformen wurden dann auch die Reichswehr und die faschistische deutsche Wehrmacht ausgerüstet. Das geschah unter Beachtung bestimmter modischer Tendenzen und praktischer Erfahrungs-

Grenadier des preußischen
Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-
Regiment Nr. 1
in feldmarschmäßiger Bekleidung
und Ausrüstung um 1900

Gefreiter des 5. Badischen
Infanterie-Regiment Nr. 113 in der
Felddienstuniform M 1910 um 1914

Gefreiter der Infanterie
im Feldanzug um 1930 (Reichswehr)



Soldat der NVA in Felddienstuniform
(Sommer) um 1978

werte. Für die jeweiligen Waffengattungen verwendete man nach Möglichkeit traditionelle Farben oder setzte auch völlig neue Farben für das Grundtuch ein – wie für die Waffengattung der Panzertruppen oder die Teilstreitkräfte Luftwaffe.¹⁹ In zunehmendem Maße wurden auch Symbole aus geprägtem Metall verwendet.

Im Verlaufe des zweiten Weltkrieges bildete sich eine völlig neue Uniformart – der Kampfanzug – heraus.²⁰ Dieser neue Kampfanzug, aufgrund der Anforderungen durch das moderne Gefecht entstanden, hat das Erscheinungsbild des Soldaten grundlegend geändert. Die Gefechts-handlungen der Neuzeit fordern eine Bekleidung, die dem Schmuckbedürfnis des Trägers kaum gerecht werden kann, jedoch für die Erfüllung des Kampfauftrages unerlässlich ist. Damit sind die früheren, ursprünglichen und auch durchaus wesentlichen Funktionen der Unterscheidung der kriegführenden Parteien weitestgehend verloren gegangen.

Diesen neuen Anforderungen entspricht auch die Uniform der Nationalen Volksarmee, die im Schnitt und in der Farbgebung den traditionellen Vorstellungen entspricht.

Als moderne Zweckuniform erfüllt sie die an sie gestellten Aufgaben. Schnitt und Ausführung sind nach der Funktion des Trägers ausgewählt und im höchstem Maße zweckbetont.

Anmerkungen

- ¹ Die für das militärische Leben sowie bei der Gefechtsausführung so notwendige äußere Kennzeichnung des Armeeeingetragenen wurde bereits im Altertum vorgenommen. Bis zur allgemeinen Einführung exakter Dienstrangabzeichen wurden auf der Grundlage der bestehenden Trachten visuell besonders wirkungsvolle Bekleidungsstücke und Symbole getragen.
- ² Die Trachten der Bürger, Handwerker und Bauern als vorwiegende Zwecktrachten stellten die einzig mögliche Basis für eine Uniform dar. Die Bekleidung des Adels war zu dieser Zeit bereits durch Anhäufung von modischen Effekten als zweckbetonte Bekleidung nicht mehr tragbar.
(Siehe dazu E. Thiel, *Geschichte des Kostüms*, Berlin 1973, Seiten 341 ff.; U. Fehlig, *Kostümkunde*, Leipzig 1978, Seiten 76 ff.)
- ³ Häufig beruhen bei den traditionellen Galauniformen der Uniformschnitt und die Farben auf den Uniformen des 19. Jahrhunderts, wobei diese Uniformen wiederum mit traditionellen Elementen vorangegangener Entwicklungen behaftet waren. Gewöhnlich verwendet man hierzu Uniformen bestimmter Garderegimenten, die zum Teil noch bestehen.
- ⁴ Siehe dazu H. Mottek, *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands*, Berlin 1971, Band 1, Seiten 255 ff.
- ⁵ Eine Ausnahme bildet die Tracht der Landsknechte im 16. Jahrhundert, die eine vorwiegend schmückende Bekleidung war. Reine Zwecktrachten entsprachen im Schnitt und in der Farbgebung dem jeweiligen Kostümtyp. Eine weitere Ausnahme in der Entwicklung der Uniform ist das auf Staatskosten ausgerüstete Heer des römischen Sklavenhalterstaates. Auf Grund seiner Zentralgewalt und seiner ökonomischen Bedingungen, vor allem der Sklavenmanufakturen, war der römische Staat in der Lage, seine Soldaten relativ einheitlich auszurüsten. So wurden im zweiten Jahrhundert u. Z. die römischen Legionen mit Bekleidungsstücken relativ einheitlich ausgerüstet. Es waren auch Reglements für die Bekleidung bestimmter Offiziersgruppen vorhanden. Mit dem Untergang des römischen Sklavenhalterstaates und dem Verfall des römischen Militärwesens gingen

solche Erscheinungsformen früher einheitlicher Bekleidung und Ausrüstung im Militärwesen des europäischen Raumes verloren. Ähnlich, jedoch differenzierter, traten solche Erscheinungsformen einer relativ einheitlichen Bekleidung im Inka-Staat (Peru) um 1230 und im Staat der Azteken (Mexiko) um 1375 auf. Diese militärisch straff organisierten Staaten legten die Bewaffnung und Bekleidung ihrer Soldaten exakt fest.

J. Heffer, *Cronica del Troje Militar en Mexico, del Siglo, XVI als XXX*, Mexiko 1960, Seiten 96 ff. 44.;

A. v. Pawlowski-Cholewa, *Heeresgeschichte der Völker Afrikas und Amerikas*, Berlin 1943, Seiten 191 ff.

- ⁶ Siehe dazu J. Heilmann, *Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des dreißigjährigen Krieges*, Leipzig und Meissen 1850, Seiten 1—78 ff.
- ⁷ Siehe dazu Kurzer Abriss der Militärgeschichte von den Anfängen der Geschichte des deutschen Volkes bis 1945, 2. Auflage, Berlin 1977, Seiten 71 ff.
- ⁸ Siehe dazu P. Martin, *Der bunte Rock*, Stuttgart 19, Seiten 34 ff. — Martin weist auf die führende Position des absolutistischen französischen Staates hin.
- ⁹ Siehe dazu *Deutsche Heeresgeschichte*, Hamburg, 1935
- ¹⁰ Siehe dazu Mottek, Seiten 274 ff.
- ¹¹ Siehe dazu P. Schneider, *Die Organisation des Heeres*, Berlin 1931, Seiten 121 ff.; G. Ehrlich, *Uniformen und Soldaten*, Berlin 1942, Seiten 52 ff.
- ¹² Hierfür liegen bisher nur Untersuchungsergebnisse für die preußische Bekleidungsindustrie vor. Konkrete Analysen zur Situation in den anderen deutschen Einzelstaaten stehen gegenwärtig noch aus.
- ¹³ Bis in das 20. Jahrhundert hinein sind viele Beispiele bekannt, daß die Herrscher verschiedener europäischer Staaten selbst kleinere Details der Veränderungen an Uniformen anwiesen oder auch persönlich solche Details entwarfen und einführten.
- ¹⁴ In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es noch vor, daß die subalternen Offiziere oder bestimmte Stabsoffiziere und auch Generalsränge gemeinsame Abzeichen trugen ohne Kennzeichnung des jeweiligen Einzelnen. (Siehe dazu C. Kling, *Geschichte der Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung des Königlich Preussischen Heeres*,

Teil 3, Weimar 1912, Seite 79; P. Pietsch, Die Formations- und Uniformierungsgeschichte des preußischen Heeres 1808 bis 1914, Hamburg 1963, Seite 38).

- ¹⁵ Den häufigsten Änderungen in der Uniformierung kann man noch im 18. Jahrhundert nur sehr schwer folgen, da die Kommandeurstellen häufig wechselten, Auflösungen oder Zusammenlegungen von Formationen üblich waren und die Regimentsgeschichten oder Geschichten der einzelnen Heere oftmals wenig Angaben hierüber enthalten. Als Beispiel für den häufigen Wechsel der Regimentsinhaber geben Schuster und Francke in ihrer „Geschichte der Sächsischen Armee“ (Leipzig 1858, Seite 143) an, daß allein in einem Jahr (1701) vier Regimenter neue Kommandeure erhielten.
- ¹⁶ Am häufigsten sind noch Offiziersuniformen nachweisbar, da diese zuerst durch den ehemaligen Besitzer oder dessen Nachfahren aufbewahrt wurden. Da die Sammlung von originalen Uniformen erst relativ spät einsetzte, wurden sehr viele interessante Objekte in der Vergangenheit vernichtet, so daß oftmals nur noch zeitgenössische Abbildungen als Nachweis vorliegen. Auch die Entscheidung, was bewahrt und in welcher Anzahl gesichert werden soll, ist willkürlich den persönlichen Ansichten unterworfen gewesen. So ist unter anderem feststellbar, daß Beinkleider und Schuhwerk in der Regel nicht sammlungswürdig erschienen.
- ¹⁷ Beispielsweise gab es während der Regierungszeit Napoleons I. aus Mangel an dem notwendigen Farbstoff eine Periode der weißen Uniformen in den Fußtruppen.
- ¹⁸ Die mangelnde Leistungsfähigkeit der österreichisch-ungarischen Textilindustrie machte den Import von Uniformtuchen aus Deutschland notwendig. Aus diesem Grunde wurde auch die gleichfalls 1915 neu eingeführte Uniform Österreich-Ungarns feldgrau. Die vorher hechtgraue Felduniform war 1909 eingeführt worden.
- ¹⁹ Die Panzertruppe erhielt eine schwarze Dienstuniform; die Ausgangs- und Paradeuniform war graugrün mit rosafarbenen Vorstößen. Die Uniform der Luftwaffe hatte ein graublaues Grundtuch und verschiedenfarbige Aufschläge und Vorstöße. Nach dem Schnitt der Luftwaffenuniform wurde später die Heeresuniform verändert.

- ²⁰ Die während des zweiten Weltkrieges eingeführten Kampfanzüge waren auf der Basis der zivilen Arbeitsbekleidung, des Overalls, gestaltet. Dazu kam dann später noch eine weite, teilweise gefütterte Jacke mit vielen Taschen. Vor allem die Fallschirmjäger waren mit solchen neuartigen Bekleidungsstücken versehen.

Karl-Heinz Wittich

SCHWARZ-ROT-GOLD 1813 – DIE LÜTZOWER

Manch einer wird sich fragen: Warum immer wieder 1813? Es gibt doch sicher auch andere Zeitepochen, über die sich schreiben läßt. Dem ist eigentlich nichts zu erwidern bis auf eins. Es gibt in der Geschichte bis zu dieser Zeit kaum ein Ereignis, in dem die Völker Europas für ihre Unabhängigkeit nach außen und für eine fortschrittliche politisch-soziale Ordnung im Innern gekämpft haben. Ungeachtet dessen sind es nicht wenige Sammler, die sich von dieser Zeit und besonders von der Vielfalt der farbigen Uniformen in den Bann ziehen lassen. Aber sind wir ehrlich: Wer hat schon für alles die entsprechenden Unterlagen? Von Jahr zu Jahr verringern sich die Chancen, Materialien über dieses Gebiet zu erlangen. Besonders unsere jüngeren Sammlerfreunde sehen sich hierbei kaum lös-baren Problemen gegenüber. Gerade sie sind es jedoch, die Hilfe und Anleitung benötigen und erwarten.

Dieser Beitrag soll ein kurzer Abriß über die Lützower Freischar sein und Möglichkeiten zeigen, dieses Thema mit Zinnfiguren zu gestalten.

A Organisation und Aufbau

Nachdem der Nimbus Napoleons in den Weiten Rußlands im Jahre 1812 entschieden gelitten hatte, drängten auch in Preußen die Patrioten zum offenen Kampf gegen die französische Fremdherrschaft. Die Befreiungsbewegung wuchs sprunghaft an, indem sie sich auf immer breitere Volksmassen ausdehnte. Gegen Ende Januar 1813 wurden endlich entscheidende Rüstungsmaßnahmen eingeleitet, und Scharnhorst wurde in der neu eingesetzten Rüstungskommission führend tätig. Auf sein Betreiben hin wurde am 3. Februar die „Verordnung über die Bildung von freiwilligen Jägerdetachements“ bei allen stehenden Truppenteilen erlassen. Diese Abteilungen wurden nur aus Freiwilligen aufgestellt. Sie hatten sich selbst zu bekleden und zu bewaffnen. Ihnen stand das Recht zu, ihren Truppenteil, dem sie angehören wollten sowie ihre Offiziere selbst frei zu wählen. In diesen Freikorps wurde vor allem die gebildete Jugend zur Teilnahme am Kampf gegen Napoleon vereint. Darüber hinaus standen neben der Jugend Professoren, Ärzte, Künstler, Lehrer, Geistliche, Naturforscher, Staatsbeamte und Angehörige anderer Berufe. Den Hauptteil bildeten Handwerksgesellen und Bauernburschen. Wohl das bekann-

teste und im deutschen Volk fest verwurzelte Freikorps war das der Freischar Lützow, in dem sich besonders aktive deutsch-patriotische Freiwillige vereinten (Körner, Jahn, Friesen, Fischer, Eichendorff). Dieses Freikorps sollte den Kern bilden, an den sich alle gegen die Franzosen feindlich gesinnten und wahrhaften Deutschen anschließen sollten.

In der Zeit vom 18. 2. bis Ende März fanden sich in Breslau 900 Mann Infanterie und 260 Mann Kavallerie. Diese Truppe wurde aufgegliedert in ein Bataillon Infanterie, eine Ulanen- und eine Husarenschwadron sowie je eine Abteilung Jäger zu Fuß und zu Pferd. Aus Schlesien abgerückt, stießen in Sachsen weitere 500 Mann zum Korps. Aus der Altmark kam eine Husaren-Schwadron hinzu, so daß am 26. April bei Leipzig 1400 Mann Infanterie und 340 Mann Kavallerie unter Lützows Kommando gestanden haben. Wie bei vielen Truppenteilen so äußerte sich auch bei den Lützowern die russisch-deutsche Waffenbrüderschaft, indem General Winzingerode dem Freikorps 50 Kosaken zuteilte. Darüber hinaus kämpften auch eine Abteilung Tiroler Schützen und einige Spanier bei der Schwarzen Schar gegen die napoleonische Fremdherrschaft. Die Gedanken der Patrioten gingen dahin, daß sich im Freikorps mehr als 5000 Mann vereinen sollten. Das konnte nicht erreicht werden, so daß das Korps nur drei Bataillone Infanterie, fünf Eskadronen Kavallerie (1. und 2. Ulanen, 4. und 5. Husaren, 2. reitende Jäger), ein Kompanie Tiroler Schützen (4. Kompanie des 2. Bataillons) und 50 Kosaken im Bestand hatte.

B Uniformierung und Ausrüstung

Wie schon oben erwähnt, alle Freiwilligen hatten selbst für ihre Uniform und Ausrüstung Sorge zu tragen. Jeder Kämpfer trug gerade das, was er auf dem Leib hatte, wenn er nicht vermögend genug war, um sich die Ausrüstungen kaufen zu können. So gab es insgesamt ein buntes Bild von Röcken und Uniformen aus allen Herren Ländern. Es entstand so die schwarze Uniform, indem alle Ausrüstungsgegenstände einheitlich schwarz gefärbt wurden. Aus dem zunächst nur Notbehelf wurde später ein Symbol.

Da die Lützower in ihrem Kampf die Einheit Deutschlands und eine ehrliche Freundschaft mit dem russischen Volke anstrebten, lehnten sie alles Preußische und damit die schwarz-weiße Kokarde ab. Patriotische Berliner Frauen hatten Friedrich Ludwig Jahn für das Freikorps eine Fahne mit den Farben Schwarz-Rot-Gold gestiftet. Der preußische König Friedrich Wilhelm III. wußte, daß die Lützower preußische Kokarde und Fahne ablehnten und befahl deshalb, daß das Freikorps keinerlei Fahnen führen durfte. Aber hier wußten Jahn und seine Kampfgefährten Abhilfe: Schwarz die Röcke, Rot die Aufschläge, Gold die Knöpfe.

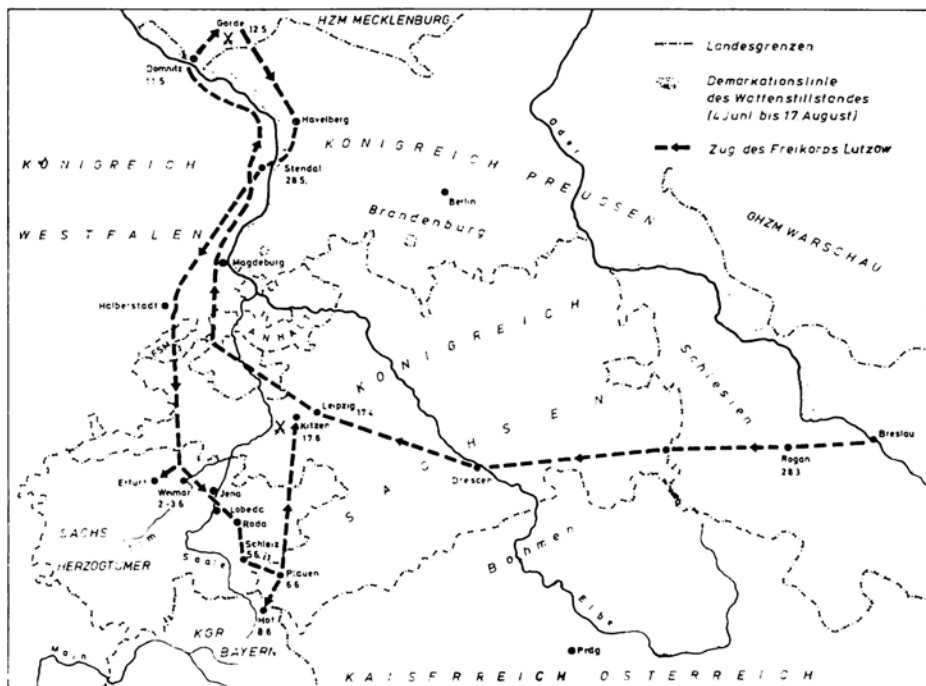
Sehr bald jedoch wurden die Freiheits- und Einheitsbestrebungen von preußisch-reaktionären Elementen sabotiert. Der preußische König „stiftete“ 200 zum größten Teil unbrauchbare Gewehre. Österreich lieferte Gewehre, bei denen man „vergessen“ hatte, Zündlöcher zu bohren. So war es wieder die russisch-deutsche Waffenbrüderschaft, die Früchte trug. Von Rußland wurden unentgeltlich einwandfreie Waffen aus der den

Franzosen abgenommenen Kriegsbeute des Jahres 1812 geliefert. So war das Lützower Freikorps mit den zu dieser Zeit allgemein gebräuchlichen Waffen ausgerüstet: glatte und gezogene Vorderladergewehre und -büchsen, Tüllen- und Hirschfängerbajonette, Blüchersäbel, Pistolen, Lanzen und erhielt Mitte Mai 1813 neun Beutegeschütze.

C Militärische Operationen (Karte)

Die Lützower waren neben der Deutsch-Russischen Legion dem in Norddeutschland selbständig operierenden Korps Wallmoden zugeteilt. Es erhielt die Aufgabe, durch blitzschnelle Bewegungen, durch rastloses Aufsuchen und Angreifen des Feindes im Rücken der eigentlichen Armee auf den Flügeln als Avant-Garde zu dienen. Ihr Operationsgebiet war hauptsächlich die Altmark. Auf Scharnhorsts Befehl hin sollte Lützow seine Infanterie in einzelnen Abteilungen in den Harz, den Solling, den Schwabenberger und den Lippeschen Wald werfen. Die Kavallerie sollte zwischen den Infanterie-Abteilungen die Verbindung halten.

Am 28. März wurde zu Rogan ein feierlicher Gottesdienst gehalten und der Schwur geleistet. Dann ging es über Lauban und Dresden nach Leipzig, wo man am 17. April ankam. Theodor Körners begeisternden Aufrufen strömten in Sachsen 500 Mann zum Korps. Am 23. April erhielt Lützow entsprechend der Weisung Scharnhorsts den Befehl zum Aufbruch. Man ließ in Leipzig den Stamm des Freikorps zurück, um ein zweites Bataillon mit den Neugeworbenen gründen zu können. Am 25. 4. endlich ging man daran, den Marsch zum Harz anzutreten. Durch vorausgeschickte Reiterabteilungen erfuhr Lützow vom Anmarsch der Franzosen zur Saale hin und hielt den vorherigen Plan für undurchführbar. Man ging die Elbe abwärts und überschritt am 11. Mai bei Dömitz den Fluß. Am 12. 5. bereits kam es zum Gefecht an der Görde, wo sich die Lützower rühmlich schlugen. Erneut stand das Vorhaben, zum Harz aufzubrechen. Wiederum ließ man einen Teil der jetzt 2 000 Mann starken Infanterie zurück. In Havelberg sollte ein weiteres Bataillon gebildet werden. Von dort wollte man unter General Woronzow auf Leipzig vordringen und es einnehmen. Der andere Teil der Lützower wollte am 10. Juni unmittelbar zum Harz. Beide Vorhaben wurden aber durch den Waffenstillstand vereitelt. Mit 400 Mann Kavallerie war Lützow am 28. Mai von Stendal aus zu einem Streifzug zur oberen Saale aufgebrochen. Er befand sich im Rücken des Feindes, zählte dort auf Zulauf aus Thüringen, im Vogtland, im Bayreuthischen und konnte sich im schlimmsten Falle leicht nach Böhmen zurückziehen. Halberstadt zu erobern mußte man wegen des zu starken Feindes aufgeben. Auch in Weimar standen 1 000 Mann Infanterie des Feindes, die Lützow nötigte, sich über den Fluß Ilm zurückzuziehen. Er täuschte dem Gegner einen Rückzug auf Erfurt vor und überrumpelte dann in der Nacht vom 2. zum 3. Juni in der Nähe Weimars 300 Mann feindliche Infanterie. Zwischen Jena und Lobeda wurde die Saale durchschritten. In Roda ergaben sich den Lützowern kampflos 400 Mann Rheinbundtruppen, die fast alle dem Freikorps beitraten. Am 5. Juni hob Lützow in Schleiz nochmals 100 Mann Rheinbundtruppen aus und erreichte am 6. Juni



Plauen. Dort wollte er sich Genauigkeiten über den gemunkelten Beitritt Österreichs auf die Seite der Verbündeten verschaffen. Am 8. Juni wurden eine Ulanenschwadron und 300 Mann Infanterie zum Streifzug auf Hof in Bayern entsandt. In der Gegend um Plauen erhielt Lützow am 9. Juni zu seiner Verwunderung Kenntnis vom am 4. Juni abgeschlossenen Waffenstillstand. Danach hatten sich alle verbündeten Korps bis zum 12. Juni hinter die Demarkationslinie auf das rechte Elbufer zurückzuziehen.

An dieser Stelle streiten sich nun die Gelehrten. Die einen meinen, daß das Korps sowieso ein Dorn im Auge des preußischen Königs und seiner Beamtenclique war. Wer wollte es ihnen also verdenken, wenn sie Lützow erst einige Tage später Nachricht über den abgeschlossenen Waffenstillstand schickten. Den Rest würden dann schon die Franzosen besorgen. Die anderen wiederum stellen fest, daß Lützow seine Lage völlig falsch beurteilt habe. Er als Kenner des Kleinkrieges im Rücken des Feindes – Lützow hat nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt unter Schill schon bei Kolberg gekämpft – hätte sein Korps nicht zersplittern dürfen. Wenn er überdies Zweifel an der Richtigkeit der Meldung über den Waffenstillstand hegte, dann hätte er sich zweifelsohne bei der Nähe der österreichischen Grenze Gewißheit holen können.

So oder so. Man hatte Lützow in die Hände Napoleons gespielt. Der französische Kaiser, schon lange durch die kühnen Unternehmungen des

Freikorps im Rücken seiner Truppen erbost, erließ den Befehl, diese „brigants noirs“ (schwarze Räuber) zu zerschlagen. Am 10. Juni in Dresden angekommen, erfuhr er, daß sich die Lützower aufgrund der großen Entfernung bis zur Elbe noch über längere Zeit auf linkselbischem Ufer aufhalten mußten. Napoleon erteilte General Arrighy den Befehl, Sachsen von den Räubern zu befreien und sie zu vernichten, wo er sie fände. Dieser wiederum bestimmte dazu die Reiterdivision Fournier nebst zwei württembergischen reitenden Jäger-Regimentern der Brigade Normann (die Literaturangaben schwanken zwischen insgesamt 4 000 bis 10 000 Mann).

In der Tat befanden sich die Lützower noch am 17. Juni auf linkselbischem Gebiet. Mit der Kavallerie allein hätte Lützow die Demarkationslinie rechtzeitig erreichen können. Im Zusammenhalt mit seiner Infanterie war es ihm unmöglich.

Kitzen – dieser Ort südwestlich von Leipzig sollte zum Grab der Lützower werden. Major von Lützow wollte die Bedingungen des Waffenstillstandes erfüllen und vertraute überdies auf die Menschlichkeit seiner Feinde. So gerät das Freikorps in eine regelrechte Falle. Zu spät, erst als Lützow bei einer kurzen Unterredung mit Fournier die Antwort bekommt „L'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!“ („Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für Euch!“) erkennt er seinen Irrtum. Mit gezücktem Säbel stürzen sich die Feinde – voran die württembergischen Rheinbund-Söldner, also Deutsche gegen Deutsche – auf die überraschten rund 700 Lützower. Trotz tapferer Gegenwehr dauert es nicht lange, und das Freikorps ist niedergehauen, gefangen, zersprengt. 300 tote Lützower bedecken das Schlachtfeld des heimtückischen Überfalls. Nur wenige entkamen ohne Verwundungen. Auf zahlreichen Umwegen und Schleichpfaden erreichen sie das rechte Elbufer. So auch Lützow. Unter den Schwerverwundeten befand sich auch Theodor Körner. Aufopferungsvoll half die Bevölkerung der Umgebung den Lützowern. Unter den Augen des Feindes wurden Gefangene befreit, versteckt und versorgt.

Was für ein Sieg für den korsischen Eroberer! Friedrich Wilhelm III. verhehlte kaum seine Genugtuung über das Gelingen des niederträchtigen Anschlages. Man hatte das Freikorps zerschlagen, den Geist der Schwarzen Schar konnte man nicht besiegen. Im Volk blieben sie unvergessen, denn im Partisanenkampf hatten sie Hervorragendes geleistet. Nach dem Tode Scharnhorsts wurde das neu entstandene Korps von reaktionären Offizieren vom Hauptkriegsschauplatz ferngehalten. Die Lützower endeten zuletzt als preußisches Linienregiment im 3. Armeekorps der Nordarmee, nachdem man ihnen die Kavallerie genommen hatte. Dennoch bleibt ihr Einsatz unvergessen, denn überall, wo die Lützowsche Freischar auftrat, kämpfte sie tapfer und erfolgreich.

D Eng verwurzelt im Herzen des Volkes

Worin liegt die Popularität der Lützower? Große Schlachten hatten sie nicht geliefert und haben folglich auch keine glänzenden, spektakulären Siege zu verzeichnen. Aber die Lützower fügten dem Feind im Laufe der

Feldzüge von 1813 mehr Schaden zu, als es den Franzosen lieb war. Sie waren nicht zu fassen; niemand wußte, wo sie sich aufhielten, wohin sie plötzlich verschwanden, wo sie dann ebenso plötzlich zu jeder Tageszeit wieder auftauchten. Es waren auch nicht nur die wuchtigen Kampflieder eines Theodor Körner. Hauptsächlich ist es wohl die Volksverbundenheit. In den Lützowern spiegelte sich die Sehnsucht des damaligen fortschrittlichen Deutschlands nach Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit wider. Die Lützower waren geliebt. Man sah in ihrer Freischar einen ersten Schritt bei der Bildung einer wahrhaft demokratischen Streitmacht, da sie nicht auf den König, sondern auf „das Vaterland“ vereidigt war und mithalf, Deutschland von der französischen Fremdherrschaft zu befreien.

Trotz der großen Taten der Lützower zu ihrer Zeit sollte man aber nicht die Widersprüchlichkeit innerhalb des Korps außer Acht lassen. Widersprüche, die sich ergaben aus dem Ziel und dem Vorgehen, aus den Erwartungen und den Ergebnissen.

Dennoch zählt die Geschichte des Lützowschen Freikorps zu den hervorragendsten Taten deutscher Patrioten um die Einheit Deutschlands und ist noch heute eng im Herzen unseres Volkes verwurzelt. Das zu werten und weiter im Gedächtnis zu behalten sollte unser Ziel sein. Schon der junge Friedrich Engels schrieb: „... wir Deutsche können uns nicht genug an jene Kämpfe erinnern, damit wir unser schläfriges Volksbewußtsein wachhalten!“²

Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde verwegene Jagd.

E Die Uniformen der Lützower

Wie schon erwähnt, die Uniform der Lützower vereint in sich die Farben Schwarz-Rot-Gold. Diese Farbgebung trat bei allen Abteilungen – ausgenommen die Tiroler Schützen und die Kosaken – auf.

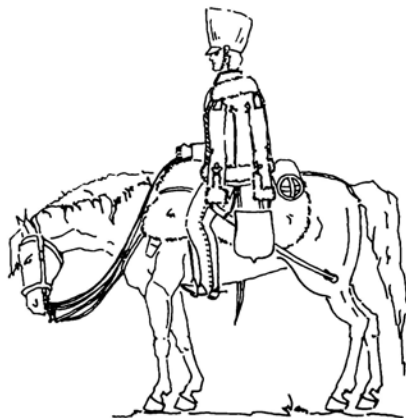
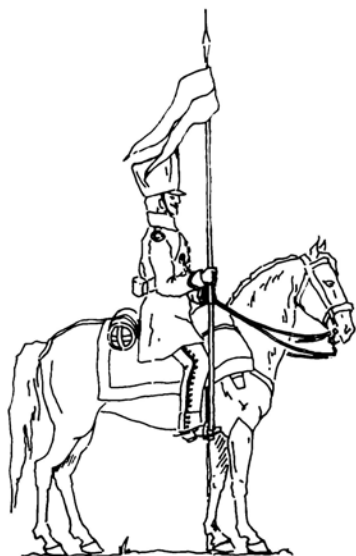
Ulanen – Schwarzer zweireihiger knielanger Rock (Litewka) und schwarze Hose. Kragen, Rock- und Ärmelaufschläge schwarz mit roter Paspelierung. Hose mit roter Seitenbiese. Gelbe Schuppenepauletten, rot paspeliert. Knöpfe gelb. Handschuhe und alle Lederteile schwarz mit gelbem Zündnadelbehälter auf dem Bandelier. Schwarze Satteldecke mit rotem Außensaum. Lanzenfähnchen schwarz über rot. Tschako fast immer im Wachstuchüberzug – selten weißer Behang. Schwarze Mantelrolle.

Husaren – Dolman, Pelz, Verschnürung, Hose schwarz. Kragen und Ärmelaufschläge schwarz, rot paspeliert. Knöpfe gelb. Hose mit Reitlederbesatz. Lederzeug schwarz. Schwarz-weiße Leibbinde mit weißen Fangschnüren. Lammfellschabracke nach Knötel schwarz mit schwarzem oder schwarz mit rotem Rand. Portepée weiß.

Säbelscheide aus Stahl. Offiziere mit schwarzen und silbern paspelierten Schulterstücken. Schwarzer Tschako mit Wachstuchüberzug, unten schwarzer Samtrand. Die Husaren der Lützower waren die einzigen Husaren-Regimenter der preußischen Armee, die im Feldzug ihren Pelz trugen. Trompeter mit schwarz-weißen Schwalbennestern und ebensoicher Trompetenschnur mit Schimmeln beritten.



Oben links
Tiroler Schütze und Kosak
Oben rechts
Husar und Reitender Jäger
Mitte Jäger
Unten links Reiter-Ulan
Unten rechts Husar



Jäger zu Fuß – Schwarze zweireihige Litewka und Hose, Kragen, Armelaufschläge und Schulterklappen schwarz mit roter Paspelierung. Knöpfe gelb. Lederzeug schwarz. Tschako mit schwarzem Wachstuchüberzug. Tornister mit schwarzem Mantel sonst wie bei der Linien-Infanterie. Tüllenbajonett oder Hirschfänger in schwarzer Lederscheide mit gelber Spitze. Wenn vorhanden Portepée weiß. Gewehrriemen rot-braun.

Jäger zu Pferd – wie Jäger zu Fuß. Zusätzlich gelbe Schuppenepauletten, rot paspeliert. Gelber Zündnadelbehälter am Bandelier. Rote Biesen an der mit gelben Knöpfen besetzten Hose. Kavalleriesäbel. Schwarze Mantelrolle auf schwarzer rot umsäumter Satteldecke.

Kosaken – Uniformierung mit viel Willkür. Blauer vielfach auch grüner Rock (Halbkafan). Darüber auch blauer oder grüner Kosakenrock. Lange blaue oder grüne Hose mit roten Seitenstreifen. Mütze aus schwarzem Lammfell mit farbigem Mützenbeutel. Auch weißer Behang. Leibbinde meist hellblau. Lederzeug schwarz.

Tiroler Schützen – Graublauer Rock und Hose. Revers, Rockschoße, Armelaufschläge, Hosenstreifen, Schulterklappen und -kordel grün. Knöpfe weiß. Lederzeug schwarz. Hüftkoppel mit Pistolenhalterungen. Silberne Gürtelschnalle. Schwarzer Hut mit weißer Agraffe und grüner Feder. Hirschfänger. Gelber Zündnadelbehälter auf Bandelier. Offiziere mit weißer Feldbinde und Schulterkordel. Weiße Handschuhe. Selbst bei Knöten zeigen sich unterschiedliche Darstellungen; wahrscheinlich begründet durch den Mangel an einheitlichen Ausrüstungsgegenständen der damaligen Zeit.

Im Beitrag wurde versucht, ein im wesentlichen einheitliches Bild der Uniformen des Lützower Freikorps zu geben, und der Verfasser ist für Anregungen, Hinweise und Ergänzungen zum Thema dankbar.

F Möglichkeiten der Darstellung mit Zinnfiguren

Grundlage dafür bildete der Katalog der Formen Kulturhistorischer Zinnfiguren in der DDR von 1976 einschließlich des 1. Nachtrages von 1979. Aus der nachfolgenden Übersicht kann der Interessierte entnehmen, bei wem er entsprechende Figuren beziehen kann.

Ulanen – bei Wünsch: preußische Ulanen in Litewka, 6 Typen Halt, 8 Typen Angriff

Husaren – bei Reh: preußische Husaren Mecklenburg-Schwerin, 6 Typen Angriff, 1 Type Halt

Jäger zu Pferd – bei Wünsch: preußische Dragoner in Litewka, 6 Typen Halt, 11 Typen Angriff

Jäger zu Fuß – bei Wünsch: preußische Infanterie im Mantel, 30 Typen Halt und Angriff (außer Fahnenträger)

Kosaken – bei Braune: 11 Typen Angriff (20 mm) – bei Kaiser: 2 Typen Angriff – bei Wünsch: 3 Typen Marsch, 35 Typen Lagerszene – bei Kolbitz: 1 Type Marsch – bei Schönpflug: 8 Typen plänkelnd.

Lützower Lager – bei Münchow: 26 Typen nebst Zubehör.

Lützow – bei Wünsch: 1 Type Halt (preußischer General)

Lützower Offizier – bei Andrä: 1 Type (Vitrinenfigur)

Bei entsprechender Bearbeitung oder Übermalung der Figuren lassen sich alle entsprechenden Typen ohne weiteres als Lützower darstellen. Bei der Bemalung, die durch die wenigen zu verwendenden Farben durchaus nicht einfach ist, sollte man folgenden Weg beschreiten: Uniformtuch möglichst dunkles Grau. Lederzeug und Satteldecken tiefschwarz. Licht und Schatten entsprechend der Falten und Abgrenzungen grau bis tiefschwarz malen. Lederzeug und Tschakofalten vorsichtig „glänzen“ lassen.

Anmerkungen

- ¹ Hermann Müller-Bohn, Die deutschen Befreiungskriege 1806 bis 1815. Verlag Paul Kittel, Berlin 1913, 2. Band, S. 557.
- ² F. Lange, Die Lützower. Rütten und Loening Verlag, Berlin, ohne Jahr, S. 31.

Literatur

- Autorenkollektiv, Deutsche Geschichte. VEB Verlag der Wissenschaften, Berlin, 1967, Band 2
- Autorenkollektiv, Leipzig 1813. VEB Bibliographisches Institut, Leipzig, 1953.
- Autorenkollektiv, Vom Bauernheer zur Volksarmee. Militärverlag der DDR, Berlin, 1978.
- Beitzke H., Geschichte der Deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Verlag von Duncker und Humboldt, Berlin, 1854, 1. Band.
- Förster, G., Hoch, P., Müller, R., Uniformen europäischer Armeen. Militärverlag der DDR, Berlin, 1978.
- Helmert, H., Usczeck, H.-J., Europäische Befreiungskriege 1808 bis 1814/15. Militärverlag der DDR, Berlin, 1976.
- Knobelsdorff, F. v., Geschichte der Befreiungskriege. Meidinger's Jugendzeitschriften Verlag, Berlin, ohne Jahr.
- Lange, F., Die Lützower. Rütten und Loening Verlag, Berlin, ohne Jahr.
- Lezius, Dr. M., Deutsche Uniformen. Zeitalter Deutsche Befreiungskriege. Sturm Zigaretten GmbH, Dresden, 1932.
- Müller-Bohn, H., Die deutschen Befreiungskriege 1806 bis 1815. Verlag Paul Kittel, Berlin, 1913, 2. Band.
- Neubauer, Dr. F., Preußens Fall und Erhebung 1806 bis 1815. Verlag Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin, 1908.
- Rehtwisch, Th., Geschichte der Freiheitskriege in den Jahren 1812 bis 1815. Verlag Georg Wiegand, Leipzig, 1909, Band 2.
- Sporschil, J., Neues Heldenbuch für die Deutsche Jugend enthaltend die Großtaten der Deutschen in den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815. Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1855.
- Tomuschat, W., Preußen und Napoleon I. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, Leipzig 1910, Band 2.
- Zoozmann, R., Aus großer Zeit. Verlag W. Herlet, Berlin, 1913.

militaria 81

Erinnerungen an die Ausstellung im Ausstellungszentrum am Fernsehturm in Berlin anlässlich des 25. Jahrestages der Nationalen Volksarmee der DDR.

Nach der erfolgreichen Ausstellung anlässlich des Nationalen Jugendfestivals Pfingsten 1979 in Berlin wurde dem Zentralen Fachausschuß Zinnfiguren die Aufgabe gestellt, anlässlich des 25. Jahrestages der Nationalen Volksarmee erneut mit einer repräsentativen Ausstellung sich der Öffentlichkeit zu stellen. Entsprechend der Konzeption wurde gemeinsam mit dem Philatelistenverband im Kulturbund der DDR und dem Zentralen Fachausschuß Numismatik eine Ausstellung zur Geschichte und Tradition der Nationalen Volksarmee gestaltet. Um es vorweg zu nehmen: bei allem wenn und aber, es war eine gelungene Ausstellung. Allein die Zahl der Besucher – innerhalb von zehn Tagen über 15 000 – spricht für sich. Man konnte beobachten, daß Besucher mehrfach die Ausstellung besuchten, um in Ruhe die Exponate zu betrachten. Meinungen wie, das hier ist lebendige Geschichte, oder, diese Schaubilder sprechen für sich, waren keine Einzelercheinungen. Lob und Anerkennung wurde uns auch von zahlreichen Ehrengästen, unter ihnen Gerald Götting, Alexander Abusch, Dr. Karl-Heinz Schulmeister und Oberst Dr. Manfred Lachmann, zuteil.

Wie bereits in vielen kleineren und größeren Ausstellungen, wurde in der Ausstellung „militaria 81“ ein Einblick in einen Bereich der Arbeit unserer Bundesfreunde gegeben. In dreißig Objekten wurden die militärischen Traditionen und die Geschichte der NVA gestaltet. Neben übersichtlichen Einzeldarstellungen, wie der Marsch der bewaffneten Bauern von Erwin Ortman, der formationsgeschichtlichen Aufstellung der preußischen Landwehr und russischen Infanterie-Regimenter der Hauptarmee 1813 von Dr. Eckehart Kelterborn, der Darstellung der Kampfhandlung der Roten Armee 1945 von Curt Hofmann

und der taktischen Übung einer motorisierten Schützeneinheit vom Armeemuseum Dresden waren eine größere Anzahl von Dioramen zu sehen, die den Eindruck eines ausgewogenen wissenschaftlichen und künstlerischen Gesamtwerkes für sich in Anspruch nehmen können. Hervorzuheben ist vor allem, daß sich neben unseren erfahrenen Dioramenbauern wie Erwin Ortman, Karl Stemmler und Fritz Kunter in einer größeren Breite jüngere Freunde wie Martin Andrä und Schüler- und Jugendgruppen (Fachgruppe Wernigerode unter der Leitung von Günther W. Fricke, Pionierarbeitsgemeinschaft Haus der Jungen Pioniere „Pawlik Morosow“ Weimar, Arbeitsgemeinschaft „Junge Historiker“ an der Dr.-Theodor-Neubauer-Oberschule Hoyerswerda und der Pionierarbeitsgemeinschaft der 100. POS Dresden) ihre Schaubilder ausstellten.

Die Exponate sprachen für sich und bedürfen keiner langen Erläuterung. Die Aussteller haben es verstanden, mit ihrem spezifischen Mitteln die breite Palette der revolutionären Traditionen unserer Nationalen Volksarmee aufzuzeigen. Neben den teilweise bereits bekannten Dioramen, wie der „Ausschnitt aus der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813“, den „Berliner Barrikadenkämpfen im März 1848“ und dem „Großen Wachaufzug vor dem Mahnmahl der Opfer des Faschismus und Militarismus“ wurden einige sehr gute Exponate gezeigt, mit denen es gelang, entscheidende weltgeschichtliche und regionale Ereignisse und Traditionen darzustellen. Dazu zählen unter anderem „Der Aufruf Schills an das deutsche Volk“, „Die letzte Barrikade der Kommunisten 1871“, „Gefecht zwischen einer Formation der Roten Reiterarmee und konterrevolutionärer Truppen um 1920“, „Internationalisten verteidigen eine spanische Ortschaft gegen faschistische Truppen 1937“, „Entwaffnung der Fliegeroffiziere 1918 in Halle“ und der „Marktplatz in Hoyerswerda nach der Befreiung der Stadt durch die Rote Armee im April 1945“.

Hervorgehoben werden sollte auch der Versuch der Fachgruppe Potsdam, eine „Taktische Übung einer verstärkten Mot.-Schützenkompanie mit Gefechtsschießen“ darzustellen. Die räumliche Tiefe der als Versuch der Fachgruppe Potsdam als „Sandkastenspiel“ angelegten Darstellung wurde durch den Einsatz von 30-mm- und 20-mm-Figuren und -Fahrzeugen überbrückt. Bewährt hatten sich erneut die wirksamen Kombinationen und Ergänzungen durch

originale Sachzeugen und aussagekräftiges Bildmaterial, das zugleich als ausdrucksvoller Leitfaden durch die gesamte Ausstellung führte.

Insgesamt brachten die Exponate unsere revolutionären militärischen Traditionen dem Besucher eindrucksvoll nahe und trugen dazu bei, die „militaria 81“ zu einem würdigen Beitrag in Vorbereitung des 25. Jahrestages unserer Nationalen Volksarmee zu machen.

Karl-Heinz Hempel

Großaufstellung der Schlacht bei Frankenhausen 1525 entsteht

Im Auftrag der Zentralen Gedenkstätte „Deutscher Bauernkrieg“ in der Thomas-Müntzer-Stadt Mühlhausen baut unser Weimarer Bundesfreund Erwin Ortman die Schlacht bei Frankenhausen 1525 auf dem Hausberg nördlich der Stadt als Zinnfigurenaufstellung mit Geländedarstellung auf. Das Schaubild wird 16 m² groß und weist Höhenunterschiede bis zu 50 cm auf. Es wird etwa 4 000 bis 5 000 Figuren enthalten und den Augenblick der Schlacht darstellen, da die vereinigten Truppen der Fürsten aus Hessen, Sachsen, Braunschweig, Brandenburg und Mainz nach Umzingelung der Wagenburg der Bauern unter Thomas Müntzer mit einem Artillerieüberfall den am Vortage mit den Bauern geschlossenen Waffenstillstand brechen und damit das blutige Gemetzel beginnen. Die Arbeit wird bis Ende des Jahres 1982 vollendet und zum Lutherjahr 1983 in der Kornmarktkirche in Mühlhausen aufgestellt.

MÖGLICHKEITEN DES FORMENFLICKENS MIT MODERNEN METHODEN

Seit der Bronzezeit werden Formen für den Metallguß aus dem noch heute in der Zinnfigurenherstellung benutzten Material hergestellt, und genau so lange werden zerbrochene Formen geflickt. Für die Zinnfigurenproduktion ist sogar eine deutliche Entwicklung der Formenfllickpraktiken nachweisbar. Man scheute sich nicht, auch Brüche, die mitten durch feinste Gravurteile gingen, sowie abgestoßene Kanten und ausgebrochene Ecken, die häufig sehr klein waren, wiederherzustellen. Es ging den Inhabern der alten Offizinen darum, schwer zu ersetzende erstklassige Gravuren zur geschäftlichen Verwendung zu erhalten. Heute sind uns diese Formen, gleich welcher Qualität der Gravur, als Zeugnisse von Technik- und Kulturgeschichte wertvoll. Besonders geschlossene Formensätze sind wichtig, denn diese erlauben ja erst viele Aussagen dazu.

Alte Formen sollten auf jeden Fall in ihrer Originalität erhalten bleiben. Wir haben Formen und Formenhälften alter Offizinen gesehen, die erst vor wenigen Jahren zur Wiederverwendung als Rohschiefer abgegeben wurden, obwohl nur geringe, leicht reparable Defekte vorlagen. Jedoch sollte man bei originaler Erhaltung von Formen nicht nur an historische denken. Die Gravuren der alten Meister, wie Ludwig Frank, Sixtus Maier und andere, sind uns heute ebenso unersetzlich. Auf Neugravuren halber Seiten, welche künstlerisch meistens weniger gut ausfallen und stilistisch immer Unterschiede aufweisen, sollte daher zugunsten eines außerdem billigen Klebverfahrens verzichtet werden. Ist dagegen ein Hälfte der Form nicht mehr vorhanden, so ist gegen eine stilangepaßte Nachahmung nichts einzuwenden.

Zu Beginn der Wiederherstellung einer Form kontrollieren wir den Sitz der Zapfen, auch Haftkerne genannt. Sind die Zapfen im Lauf der Jahre zusammengestaucht worden, so sind sie nach unten hin verdickt. Eine nicht schließende Form ist die Folge. Der entstandene Spalt zwischen den Formhälften ist oft kaum wahrnehmbar. Die Zapfenoberfläche muß nun so weit abgetragen werden, daß beide Formhälften fest aufeinanderliegen.

Zu berücksichtigen sind auch etwaige Zinntteile an der Form, wie zugelaufene Pfeifenlöcher und bei historischen Formen auch die Zapfen, da diese früher aus

Zinn gegossen wurden. Bilden solche Teile auf Grund unsachgemäßer Lagerung Zinnpest, so kommt es zu den Volumenvergrößerung zu Veränderungen der Formoberfläche, ohne daß Risse augenfällig werden. In vielen Fällen ist es mit einem Materialabtrag an der Schadstelle, der durch Abdrücke mittels Blaupapier kontrolliert wird, getan. Extreme Schadensfälle dieser Art werden durch Zerlegen und Neukleben beseitigt. Zerlegt wird die Form durch einseitiges rasches und starkes Erhitzen. Die hierbei entstehenden Spannungen trennen die Teile der Form an den durch die Auftreibung geschwächten Stellen. Solche Manipulationen werden äußerst selten nötig sein und man sollte sich zu einem solchen Wagnis erst dann entschließen, wenn man über genügend Erfahrung in der Restauration und Sicherheit im Kleben verfügt.

Nun zum eigentlichen Kleben. Zuerst werden die Bruchflächen mit Brennspiritus oder einem anderem geeigneten Mittel von Fettspuren gereinigt. Als Kleber dient Epasol EP 11, ein Zweikomponentenklebstoff. Die Mischung von einem Teil Harzkomponente und einem Teil Härter bildet einen zähen Brei, der auf einer angewärmten Formenoberfläche besser zu verarbeiten ist, weil er dann schmilzt und sich in diesem dünnen Zustand leicht verteilen läßt. Die Teile werden nun sorgfältig aneinandergefügt. Vor allen Dingen müssen beide Formhälften so geklebt werden, daß sie mit ihren Gußseiten plan zueinander passen. Das muß sehr genau geschehen. Bei einseitig gesprungenen Formen, das dürfte bei solchen für moderne Figuren die Regel sein, erreicht man das durch Übereinanderlegen der frisch geklebten auf die andere Hälfte. Um ein Zusammenkleben durch Klebertupfer zu verhindern, legt man über die ganze Fläche ein Blatt Papier. Der Klebstoff EP 11 bindet bei Zimmertemperatur in 24 Stunden ab. Durch eine weitere Erwärmung (zum Beispiel in der Ofenröhre) läßt sich diese Zeit verkürzen. Das ist unter Umständen wichtig für unsere Zeitplanung, denn es ist vorteilhaft, zur Entfernung herausgequollenen Klebers, den Zeitpunkt vor dem endgültigen Abbinden zu erwischen, wo sich EP 11 noch gerade schneiden läßt. Ist die Form geklebt und sind die Kleberänder verputzt, so müssen eventuell noch offene Spalten der Nahtstellen mit Kleber gefüllt werden. Hier ist eine angewärmte Form wieder von großer Bedeutung. Ausgebrochene Ecken, die als Bruchstück nicht mehr vorhanden

sind, können mit unserem Kleber gefüllt werden. Nach dem Abbinden werden diese Stellen vorsichtig mit dem Messer bearbeitet. An den Paßflächen wird diese Arbeit durch Abdrücke mit Blaupapier oder Ruß ständig kontrolliert. Es ist aber nicht ratsam, größere Teile der Gravur durch Epasolflächen zu ersetzen, weil die Abgüsse an diesen Stellen eine unschöne, poröse Oberfläche bilden können. Hohe Anteile von Schieferpulver in der Klebstoffmischung mildern diesen Effekt.

Eine Methode aus dem 19. Jahrhundert sei noch erwähnt, auf die man in besonderen Fällen zurückgreifen sollte. Hier wird der zerstörte Bezirk in der jeweils günstigsten Art herausgearbeitet und durch ein genau eingepaßtes Stück Gravurstein ersetzt. Der fehlende Bildteil läßt sich darauf natürlich am besten nachgravieren. Noch eine Methode aus alter Zeit, eine relativ einfache, ist die, herausgeplatzte Schieferteile einfach mit Blei auszugießen. Dabei ist auf eine gute Verankerung des Bleis zu achten. Auch auf solchen Flächen läßt sich gravieren, was uns alte Formen bewaisen.

Viele historische Formen sind, zumindest bei der Offizin Meyerheine, mehrfach gebrochen und sehen, wie ein Sammler sagte, an allen technisch nicht unbedingt glatten Flächen „wie mit einem Beil gehackt“ aus. Auf Grund der verschiedenartigen Konstruktionen solcher Formen ist daher oft nach individuell unterschiedlichen Lösungen zu suchen, auf die hier nicht eingegangen werden soll.

Florian Wilke

AUSBESSERN VON SCHIEFERFORMEN

Ergänzend zu den Ausführungen von Florian Wilke möchte ich noch etwas aus eigener Erfahrung berichten. Altmeister Ludwig Frank, Nürnberg, bohrte bei ausgebrochenen Stellen in der Gravur ein Loch durch die gesamte Stärke der Schieferformhälfte, eine Bohrung, die je nach Umfang der Schadstelle einen Durchmesser bis zu 10 Millimeter haben konnte. Dieses Loch goß er mit Blei aus, wie bei den Haftkernen durch Auskerbungen justiert. Auf diesem Bleigrund gravierte er den Figurenteil neu. Unterschiedliche Dehnungseffekte bei Erhitzung zwischen Schiefer und Blei scheinen sich dabei nicht aus-

zuwirken, denn diese Formen sind seit fünfzig Jahren intakt.

Als wir noch kein Epsol kannten, ersetzten wir ausgebrochene Teile der Form mit einem Gemisch von Wasserglas und Schieferstaub. Auch solche Reparaturen waren erfolgreich. Mit reinem Wasserglas haben wir auch gesprungene Formen wieder zusammengeklebt.

Völlig laienhaft, aber in der Praxis bewährt, ist eine Methode, schadhaft werdende Formteile durch Auftragen von Spachtelmasse zu schützen. Die ersten Sprünge und das erste Ausbrechen von Steinsplittern ereignen sich meist am Eingußloch, wo das flüssige Gießmaterial in voller Hitze auf die verhältnismäßig kalte Form (unter 100 Grad) trifft. Solche Stellen habe ich, da gerade nichts anderes zur Hand war, mit Spachtelmasse überstrichen, und zwar mehrmals, da dieses Gemisch auf Ölbasis im Gegensatz zu Epsol beim Trocknen an Volumen verliert. Nun entsteht beim Gießen ein leicht beissender Brandgeruch, aber auch die Spachtelmasse wird nicht zerstört und schützt die gefährlichen Sprünge gut vor der Hitze des Metalls. Es ist empfehlenswert, auch den Eingußkanal stets mit Talkum zu versehen, um den Schiefer gerade dort vor der stärksten Hitze zu bewahren.

An den alten Formen findet man auch oft, daß beginnende Sprünge mit eingegossenen Bleiklammern an der Erweiterung gehindert werden sollten. Aber bei dieser Reparaturart haben sich unterschiedliche Reaktionen von Blei und Schiefer meist nachteilig ausgewirkt, indem an den sich kreuzenden Bohrungen für die Bleiklammer mit der Zeit Schieferbrocken abgesprengt wurden.

Wenn Formen durch gestauchte Haftkerne nicht mehr richtig schließen, so daß die Güsse viel Grat besitzen, feilt man am besten die Spitzen der Haftkerne etwas ab und beseitigt den dadurch entstehenden leichten Grat. Ist der Zapfen – meist durch Hinfallenlassen der Form oder durch unsachgemäße Verpackung beim Transport – so stark gestaucht, daß er nicht mehr paßt, schmilzt man ihn am besten ganz heraus. Das geht bei Zinnlegierung gut mit dem LötKolben. Blei läuft erst mit starkem Erhitzen in der Bratröhre von selbst hinaus. (Übrigens gieße ich aus diesem Grund die Zapfen auch heute stets aus Zinn.) Die Haftkerne werden dann neu gegossen. Es empfiehlt sich, die den Zapfen aufnehmenden Löcher im anderen Formteil nach dem Ausguß an der Spitze

mit einem Zwei-Millimeter-Bohrer noch ein wenig tiefer zu bohren, damit nicht kleine Ablagerungen von Talkum oder winzigen Zinnteilchen das exakte Schließen der Form während des Gießvorgangs behindern.

Um das Neueingießen der Zapfen zu keinem Paßproblem zu machen, braucht man sich beim Zusammenlegen der beiden Formteile nur nach den von erfahrenen Graveuren an den Seiten angebrachten Ritzlinien zu richten, die genau aneinanderpassen müssen. Formen, die solche Hilfsritzungen nicht besitzen, sollte man unbedingt damit versehen.

Erwin Ortmann

ZUM BEMALEN DER PFERDE

In Heft 2/79 — Handreichungen — erschienen „Hinweise zur Bemalung von Pferden“ von Dr. Horst Neumeister. Darin wurde geschrieben: „... der ‚Haflinger‘, das letzte Überbleibsel der Ritterpferde.“ Von den Rittern, die bekanntlich Einzelkämpfer waren, wurden für Turnier und Kampf möglichst große Pferde von schwerem Kaliber bevorzugt, weil sie außer dem Reiter auch noch die Rüstung zu tragen hatten. Das Pferdmaterial für einen derartig großkalibrigen Typ ist von den Goten und Alanen nach Westeuropa gebracht, mit andalusischen Schlägen gekreuzt worden. Das ergab den erforderlichen Pferdetyt. Zum Reisen dagegen benutzten die Ritter nicht dieses schwere Pferd, sondern ein leichtes das sich vornehmlich im Paßgang bewegen mußte. Hierzu sollte man einmal den Kupferstich von Albrecht Dürer (1513) „Ritter, Tod und Teufel“ betrachten und dann Vergleiche mit unserem heutigen Haflinger, einem Gebirgs-Kleinpferd, ziehen. Man wird feststellen, daß allein schon der Aufbau der gesamten Vorderhand dafür spricht: hier handelt es sich um keinen Haflinger-Typ. Das Ursprungsland des Haflinger ist Norditalien und die geeignete Grundlage für dieses stabile Kleinpferd, dessen Zuchtungsbeginn von den Hippologen mit dem Jahr 1874 genannt wird. Zur Zeit der mittelalterlichen Feudal-systems war an einen Pferdetyt, wie ihn die Haflingerzucht heute vorzustellen hat, noch gar nicht zu denken.

Gerhard Kleinschmidt



DIE KAMPFKRAFT DER BAUERN IM MITTELALTER

Es ist schon verschiedentlich betont worden, daß wir uns die Bewaffnung der aufständischen Bauern im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts nicht allzu primitiv vorzustellen haben. An einem Beispiel soll diese Erkenntnis noch untermauert werden. Landfolge und Aufgebotswesen zur Verteidigung des Territoriums vor streifenden Banden und vor feindlichen Überfällen gab es schon frühzeitig, denken wir nur an die Stedinger Bauern Anfang des 13. Jahrhunderts und an das vielfältige Zurückgreifen der Grundherren auf die militärischen Dienstleistungen der bäuerlichen Bevölkerung, wenn ihnen Anwerbung und Unterhaltung von Söldnern Schwierigkeiten bereiteten. In vielen Gemeinden war auch Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die Landfolgepflicht der Einwohner in den Landrechten noch erhalten geblieben. Das zeigt unter anderem das Wehrweistum von Bernersheim bei Worms von 1488. Darüber teilt Helmut Schnitter in seiner Untersuchung „Volk und Landesdefension“ mit:

„Nach diesem Weistum umfaßte das Aufgebot alle tauglichen Männer des Dorfes. Die Dienstpflicht galt als Untertanenpflicht, und nur der Pfarrer, der Glöckner, der Schultheiß und der Büttel waren davon befreit, die beiden letztgenannten mit Einschränkung. In begründeten Fällen war eine Stellvertretung durch einen Knecht möglich, den der Dienstpflichtige bezahlen und ausrüsten mußte. Die Dienstpflicht war praktisch unbegrenzt, allerdings sollte bei längerem Auszug nach vier Wochen eine Ablösung erfolgen. Für die Dienste selbst wurde ein geringer Sold, mehr im Sinne eines Zehrgeldes, gewährt. Die meisten Aufgebotspflichtigen besaßen Waffen und Harnisch, die weder verkauft noch verpfändet werden durften. Armen Dorfbewohnern stellte man Waffen und Harnisch beim Auszug zur Verfügung, die nachher wieder zurückgegeben werden mußten. Militärische Übungen fanden nicht statt, die Dorfmeister sollten jedoch regelmäßig die Rüstwagen sowie die Harnische und Waffen kontrollieren. Das Weistum läßt erkennen, daß breite bäuerliche Schichten bewaffnet und zumindest potentiell in die Landesverteidigung einbezogen waren.“

Ähnliche Landfolgepflichten gab es in den Ostgebieten des Reiches, in der Mark Brandenburg, im Herzogtum Pommern und in den schlesischen Fürstentümern. Auch in

der Lausitz und in Bayern planten die Landesherren während der Hussitenkriege die Formierung solcher Aufgebotstruppen. Der hier abgebildete Kupferstich „Marktbauern im Gespräch“ von Albrecht Dürer aus der Zeit vor dem Bauernkrieg beweist, daß die Bauern auch im Alltag Waffen trugen. Man war also in den Dörfern keineswegs ohne Hieb-, Stich-, Schuß- und Schutzwaffen, die die Feudalherren für ihre eigenen Unternehmen einzusetzen versucht waren, die aber von den Bauern auch zur Wehr gegen Unterdrückung benutzt werden konnten. Das geschah in vielen Aufständen während des ganzen Mittelalters. Im Deutschen Bauernkrieg wurde die Rüstung durch die Produktion von Waffen wesentlich verstärkt, von den durch Dorfschmiede hergestellten Morgensternen, Speißen, Kriegsbeilen und Glefen bis zum Guß von Geschützen und Kanonenkugeln in den von Bauern besetzten Städten. Darüber hinaus war ein Großteil der wehrhaften Bauern, wenn auch wenig durch Exerzieren ausgebildet, mit den grundlegenden Gefechtstaktiken der damaligen Zeit durchaus vertraut, trat also im Kampf keineswegs in wilden ungeordneten Haufen auf.

Im 16. Jahrhundert stützten sich die Fürsten hauptsächlich auf die Landsknechte, die keinerlei Bindung an Land und Leute hatten und nur dem dienten, der sie bezahlte und ihnen reiche Beute garantierte. Schließlich ging mit dem Söldnerherr aus berufsmäßigen Soldaten eine höhere Organisation, bessere Kriegstechnik und entwickelte Taktik einher. Aber die damit notwendig verbundene starke finanzielle Belastung bestimmte doch manchen Landesherren, die militärische Einsatzbereitschaft der eigenen Untertanen nicht zu vernachlässigen, sondern auszuweiten. So war es zum Beispiel noch 1595 möglich, daß aufständische Bauern in Österreich ihre Aufgebote nach den Bestimmungen der Landfolgepflicht formierten, Herrnsitze, Klöster und Städte eroberten und erst zwei Jahre später durch Söldnertruppen besiegt wurden.

Es ist also klar ersichtlich, daß die Bauern im Waffengebrauch keineswegs ungeübt waren. Wenn sie auch mit der Ausbildung sowie mit der Art und Menge der Waffen in den Söldnerheeren der Feudalherren nicht Schritt halten konnten, waren sie doch gefährliche Gegner, wenn sie für ihre eigenen Interessen kämpften.

Das zeigt auch der zweite Artikel einer Vereinbarung der Gesandten des Erzbistums Mainz, der Kurfürstentümer Sachsen

und Brandenburg sowie des Herzogtums Sachsen, die am 8. Mai 1525 auf einem Treffen in Naumburg beschlossen wurde. Die Zusammenkunft diente der gegenseitigen militärischen Hilfe bei der Niederschlagung des antifeudalen Aufstandes und plante weitere Maßnahmen zur Unterdrückung der Bauern. Dort heißt es: „Uff den andern arttikel haben die geschigten (Gesandten) sametlich/bedacht, wo man die paurn widerumb zu gnaden/affnehmen wurd, das man sie uuffs neue/voreidet (vereidigt), zum anderen, das man/inen alle wer genommen und bey leib/und gut vorbothen, das keiner sich mit einiger/wer wider uffm Felde bey der arbeit noch/doheim finden oder begreifen ließ.“ Die Bauern sollten also fürder keine Waffen tragen dürfen.

Die territoriale Zersplitterung Deutschlands — zwischen den einzelnen Landschaften gab es kaum wirtschaftliche Berührungspunkte — und die gegensätzlichen Interessen der Stände verhinderten den Erfolg des nur in einigen Teilen des Reichs gegen die feudalistische Gesellschaftsordnung aufgeloderten Widerstandes der uneinheitlich geführten und vom Bürgertum nicht unterstützten Bauern.

Erwin Ortman

Literatur

Friedrich Engels: Der deutsche Bauernkrieg, Berlin 1946

Autorenkollektiv: Illustrierte Geschichte der frühbürgerlichen Revolution, Berlin 1974

Autorenkollektiv: Vom Bauernheer zur Volksarmee, Berlin 1979

Manfred Bensing/Siegfried Hoyer:

Der deutsche Bauernkrieg 1524 bis 1526, Berlin 1965

Helmut Schnitter: Volk und Landesdefension, Berlin 1977

BEWAFFNUNG DER LANDSKNECHTS-FÄHNLEIN

In der 1512 in Bayern erlassenen Instruktion über das Aufgebotswesen wird — wie Helmut Schnitter in „Volk und Landesdefension“ (Berlin 1977) mitteilt — als einheitliche Norm für die Bewaffnung festgesetzt, daß sich die zehn Mann starke Rotte aus fünf Spießträgern, drei Hellebardieren und zwei Büchschützen zusammensetzen soll. Damit haben wir eine gute Grundlage zum Aufbau eines Landsknechtsfähnleins: 50 Prozent Spieß, 30 Prozent Hellebardiere

und 20 Prozent Schützen. Mit der Verbesserung der Handfeuerwaffen erhöhte sich der Anteil der Schützen bis Ende des 16. Jahrhunderts auf etwa 50 Prozent. Ende des 17. Jahrhunderts verschwanden Spieß und Hellebardiere völlig. Es wurden reine Musketierregimenter aufgestellt.

Erwin Ortman

BEMALUNGSANGABEN ZU DER ZINNFIGURENSERIE VON MARTIN ANDRÄ „SÄCHSISCHE REITENDE ARTILLERIE AM GESCHÜTZ“

Formation: 1 Brigade, Standort Radeburg
= 2 Batterien.

Uniform: grüner Frack mit roten Revers, Kragen und polnischen Aufschlägen; weiße Hose in ungarischen Stiefeln (schwarz) mit zur Parade roter Schnur und Quaste, im Felde gewöhnlich graue Überknöpfhosen mit rotem Seitenstreifen und rot eingefäßigtem Latzmuster vorn und gezacktem ledernem Reitbesatz; messingne Knöpfe (je 8 auf einer Seite der Revers, 2 in der Taille, je 2 auf den Aufschlägen, einer auf und einer unterhalb, je einer am unteren Ende des Schoßes, je einer auf den Achselklappen in Höhe Ärmelnaht); gelbliches Lederzeug, messingne Schnalle des Leibriemens; grüne, rot vorgestoßene Achselklappen; weißmetallener Säbel in Stahlscheide; schwarzer Tschako mit rotem Behang und Stutz, messingnes Schild und Schuppenkette, weißes National unter messingner Agraffe unterhalb des Stutzes; schwarze Kartusche mit messingnen gekreuzten Kanonenrohren.

Abzeichen der Unteroffiziere: auf dem linken Unterarm schräge wollene Borte(n) je nach Rang; oberer Tschakorand messingnes Band.

Schabracke: grün mit rotem Zackenrand gelb eingefäßig, grüne Mantelrolle mit schwarzem Lederband und gelbem Rand; auf dem Mantelsack rote Batterienummer.

Offiziere: Uniform wie Mannschaften. Änderungen: Tschako mit silbernem Behang, goldene Schuppenketten, Pompon, roter oder weißer Stutz, goldener Rautenkranz oben und goldene Augenschirmfassung und Namenszug; goldene Granaten auf den Rockschoß, rot vorgestoßene geschweifte Längstaschen mit 3 goldenen Knöpfen; schwarze ungarische Stiefel, gol-

Fortsetzung Handreichungen 31

FAHNEN IM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEG (2)

Heute sollen vor allem Feldzeichen der Reiterregimenter vorgestellt werden, dazu einige Fußvolkfahnen als Ergänzung der ersten Veröffentlichung.

Es ist, wie schon erwähnt, selten, daß uns die Fahnen von einem Regiment vollständig überliefert sind. Man muß wissen, daß es bei Auflösung eines Regiments im Dreißigjährigen Krieg Sitte war, die Fahnen von den Stangen abzureißen, so daß sie nicht aufbewahrt wurden. Wir finden einzelne Fahnen in Museen, zum Teil als Beutestücke, und begegnen hier und da einzelnen Abbildungen, sind also darauf angewiesen, die restlichen Feldzeichen eines Regiments zu rekonstruieren. Wenn das sach- und zeitgemäß geschieht, kann niemand das Gegenteil beweisen.

Die Standarten der Reiterregimenter waren wesentlich kleiner als die Fahnen des Fußvolks. Sie maßen etwa 50 mal 50 Zentimeter im Quadrat, auch die Basis der zweizipfligen Dragonerfahnen war nicht größer. Die Standarten waren fast durchweg mit Fransen eingefast, was bei Fußvolkfahnen selten vorkam. Die Abbildungen der Standarten sind auf unseren Tafeln nicht im Verhältnis zu den Fußvolkfahnen gezeichnet, weil man dann bei der Kleinheit schlecht die Symbole erkennen kann. Erkennen muß man sie aber, auch wenn man nicht alle Einzelheiten mit dem Pinsel auf das kleine Zinnquadrat auftragen kann.

Farbtafel 1

In der ersten Reihe sehen wir Standarten des sächsischen Regiments zu Roß Hofkirchen, das von 1631 bis 1638 bestand. Es wird dann mit dem Reiterregiment von Hanau vereinigt und von der Grafschaft Schwarzburg gestellt. Die Regimentsfarben sind schwarz und gelb. Die symbolträchtigen Embleme der Fahnen lassen sich nicht immer deuten, doch erkennt man, daß friedliche Symbole bevorzugt wurden. Die erste Fahne zeigt innerhalb des grünen Kranzes von oben nach unten eine Eule mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Ring mit zwei grünen Palmzweigen, einen Äskulapstab mit zwei geflügelten Schlangen, eine Glocke und eine Sanduhr. Die zweite Fahne zeigt wieder einen geflügelten Äskulapstab, die dritte einen von einer Schlange umwundenen Obelisk, die vierte einen Löwen, der von der aus Wolken reichenden Hand Gottes am Zügel gehalten wird.

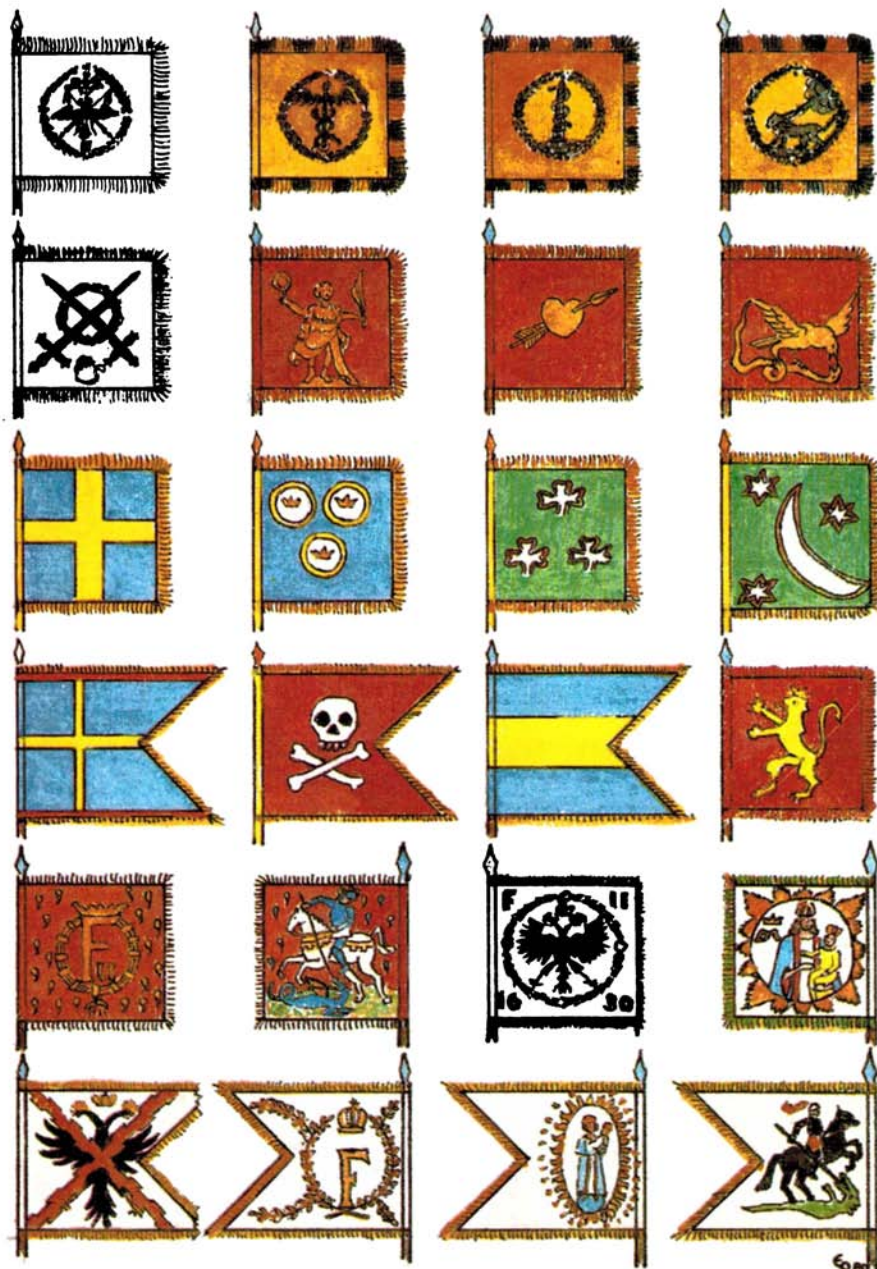
Die zweite Reihe zeigt Standarten des sächsischen Regiments zu Roß Kalkstein das von 1632 bis 1637 bestand und dann dem Kurfürsten von Brandenburg überlassen wurde. Die Regimentsfarben sind rot und gold. Die erste Fahne präsentiert die sächsischen roten Kurschwerter, unter dem Kranz einen gefüllten Sack. Die zweite Fahne zeigt die in einer Person vereinte Justitia und Victoria, die dritte ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz („Die Waffe verletzt mich selbst“), die vierte einen Adler, der die Schlange besiegt, ein Symbol, daß wir auch später noch in Fahnen finden, sogar bei den Azteken.

Die ersten beiden Fahnen der dritten Reihe sind Standarten des schwedischen Blauen Ostgotländischen Kürassierregiments (eine dritte hier nicht abgebildete Standarte zeigt den gleichen Löwen wie auf der 4. Fahne der 4. Reihe, nur auf blauem Tuch statt auf rotem). Die anderen beiden Standarten gehören dem schwedischen Västgötaregiment (eine dritte hier nicht abgebildete Standarte zeigt in derselben Manier drei Pfeile, zwei diagonal übereinandergelegt, der dritte senkrecht darauf).

Die vierte Reihe bringt drei Standarten schwedischer Dragonerregimenter, die vierte Standarte gehört einem im schwedischen Heer dienenden finnischen Kürassierregiment.

Die ersten beiden Abbildungen der fünften Reihe zeigen Vorder- und Rückseite der Standarte eines österreichischen Kürassierregiments unter Kaiser Ferdinand II. (1619 bis 1637). Auf der Vorderseite sehen wir um das gekrönte F eine goldene Kette, an der das goldene Vlies hängt. Die anderen zwei Abbildungen zeigen Vorder- und Rückseite eines Regiments schwerer Reiter unter Ferdinand II. das 1630 aufgestellt wurde. Auf der Rückseite steht im Medaillon neben der Maria mit dem Kind ein aus D und M gebildetes Monogramm mit einer Krone darüber. Die Fransenumrahmung ist abwechselnd gold und grün.

In der sechsten Reihe ist zuerst die Vorderseite für alle drei nachfolgenden Standarten eines kaiserlichen Dragonerregiments zu sehen.



Handreichungen 29 – Farbtafel 1



69 80

Farbtafel 2

In der ersten Reihe sehen wir Vorder- und Rückseite der Standarte eines bayrischen Reiterregiments. Das Feldzeichen ist als Beutestück nach Stockholm gebracht worden und ist dort aufbewahrt. Das dritte und vierte Bild stellen zwei Standarten bayrischer Regimenter der Katholischen Liga vor.

Die zweite Reihe zeigt vier Standarten von bayrischen Regimentern der Katholischen Liga. Das erste Feldzeichen mit dem einfachen weißen Kreuz gibt es auch auf rotem und auf schwarzem Grund. Die dritte Abbildung zeigt die Standarte eines Regiments von Tilly, die vierte die Standarte eines Kürassierregiments.

In der dritten Reihe werden vier Standarten der zur Katholischen Liga gehörenden bayrischen Regimenter unter Graf Papenheim vorgestellt, die Embleme aus dem Wappen des Grafen zeigen. Das vollständige Wappen ist auf der vierten Standarte eines Kürassierregiments zu erkennen: oben der Reichsadler, darunter 1. und 4. Feld oben schwarz und unten weiß mit roten gekreuzten Schwertern, 2. und 3. Feld mit sechs weißen Eisenhüten auf blauem Grund.

In der vierten Reihe sehen wir wieder Fußvolkfahnen, zuerst eine Kompaniefahne des Regiments Tilly von 1632. Die übrigen drei bayrischen Kompaniefahnen sind als Beutestücke in Stockholm aufbewahrt worden. Es sind reine Orientierungszeichen.

Die erste Fahne der fünften Reihe ist die eines sächsischen Regiments im Dienste der Kaiserlichen, zeigt den habsburger Adler, mit dem kursächsischen Wappen belegt. Die zweite Fahne gehört einem finnischen Regiment im schwedischen Heer, die dritte ist eine schwedische Infanteriefahne und die vierte die eines Hessen-Kasselschen Regiments der Protestantischen Union.

Erwin Ortmann

den eingefäßt; Epauletten je nach Rang; goldenes, rot eingefäßtes Kartuschbandelier mit goldener Räumnadel und Kartusche, diese silbern eingefäßt und mit silbernem Wappen Sachsens, goldener Leibriemen mit Schnalle; Säbel in schwarzer Scheide, goldener Beschlag und Korb, karminweißes Portepée; Satteldecke wie Mannschaften, beiderseitige goldene Paspelierung nicht regelmäßig aber üblich (in die hinteren Ecken kam eine Verzierung aus aufgedrehter Goldschnur).

Trompeter: grüner Tschako mit Behang, Stutz usw. wie Mannschaften, oben gelbe Borte; gewechselte Farben, Kragen und Aufschläge gelb eingefäßt; Schulterstücke rot, gelb eingefäßt; lange messingne Trompete mit grün-gelb-roter Schnur und Quasten; Schabracke wie Mannschaften.

Uniformen für den sächsischen Train nach 1810

Formation: 1 Bataillon, Standort Dresden, nach 1812 eine Kompanie, Fuhrwesen dem Fuß-Artillerie-Regiment unterstellt.

Uniform: hellblauer Frack und ebensolche Hose, diese mit schmalen roten Biesen und ungarischen Knoten; Kragen, Aufschläge schwarz, rot vorgestoßen (Kragen allseitig); Rockschoße hellblau, rot vorgestoßen; desgleichen Revers, rechts rot vorgestoßen; weiße Knöpfe (Verteilung wie Artillerie); schwarzes Lederzeug über der Brust gekreuzt; hellblaue, rot vorgestoßene Schulterklappen; schwarzer Tschako mit weißem Behang und Stutz, weißes National, messingnes Schild und ebensolche Ketten, schwarze ungarische Stiefel, Säbel wie Artillerie. — Abzeichen der Unteroffiziere wie bei der Artillerie.

Offiziere: Uniform wie Mannschaften. Änderungen: Tschako mit silbernem Behang, Rautenkranz und Augenschirmbeschlag, weißer Stutz, sonst wie Artillerie; Rockschoße ganz rot; weiße Hose; weißes Kartuschbandelier mit goldener Schnalle; schwarze Kartuschtasche; silbernes Pompon; schwarze Stiefel mit silbernem Rand und silbernen Quasten; Epauletten je nach Rang; Satteldecke hellblau mit weißem Zackenrand (wahrscheinlicher ist jedoch ein schwarzer Zackenrand, der beiderseitig rot vorgestoßen ist); Säbel wie Artillerie.

Trompeter wie Mannschaften mit rotem Tschako und Stutz; oben weiße Borte.

(Die Angaben zur sächsischen reitenden Artillerie und zum sächsischen Train wurden von T. S. Senf aus Leipzig zusammengestellt).



DIE BURGUNDER MODE

Nachdem Frankreich vom ausgehenden 12. bis zum 14. Jahrhundert in der europäischen Mode dominierend war, wurde im 15. Jahrhundert vorübergehend das Herzogtum Burgund, das sich auf reiche Wirtschaftsgebiete der Niederlande und Belgiens stützte, bestimmend.

Ihr Ideal ist eine Feingliedrigkeit, welche die Körper schlank erscheinen läßt. Sie liebt die vertikale Linie, ähnlich wie die himmelstürmenden hochgotischen Sakralbauten. Der Zeit standen große Wandlungen bevor, denn schon kündigte sich die Renaissance von Italien mit ihren fortschrittlichen Ideen in Wissenschaft und Kunst an.

Und wie alles, was sich dem Ende entgegenneigt, so steigerte sich die Mode noch einmal in Formen und Farben. Sie neigte zu Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten, besonders als sie vom wohlhabenden Bürgertum übernommen wurde. Es war eine Mode so recht für junge Stutzer.

Typisch für jene Zeit sind die lange Schleppe, weite angezaddelte Ärmel, spitze Hauben, spitze Schuhe, deren Enden manchmal nach oben gebogen und mit Schellen verziert waren. Man liebte aus kräftig kontrastierenden Farben zusammengehefte Kleidung (mi-parti), dabei legte man auf eine Farbharmonie noch keinen Wert. Die Entwicklung der Textilmanufaktur in Italien brachte Seiden- und Samstoffe auf den Markt. Besonders beliebt waren Goldbrokatstoffe mit großen Granatapfelmustern.

Bei den arbeitenden Volksschichten konnte sich die Mode natürlich so nicht durchsetzen, sie war sehr teuer und durch die Enge bei der Arbeit unbequem.

Doris Garscha-Friedrich

THÜRINGER FESTTRACHT

Festlichkeiten in Verbindung mit Volksbräuchen spielen im bäuerlichen Leben von altersher eine sehr große Rolle. Anlässlich hoher Kirchenfestlichkeiten, Hochzeit, Kindtaufe und Totenfeiern haben sich jeweils gesonderte Trachten entwickelt. Besonders der Hochzeit, die oft mehrere Tage dauerte, maß man größte Bedeutung bei. Ganz im Gegensatz zu unseren heutigen Gepflogenheiten, mag auch die in der Regel Einmaligkeit des Festes im Leben unserer Vorfahren eine Rolle dabei gespielt haben.

Zum Kirchgang war die Braut von Brautjungfern umgeben. Die Abbildung zeigt eine Brautjungfer aus Nazza in der Nähe Eisenachs aus dem Jahre 1886. Besondere Sorgfalt legte man auf den Kopfputz, der mit bunten Blumenbukettchen besteckt wurde. Einen Strauß verehrte der bevorzugte Bursche dem Mädchen, diese Blumen wurden zusammen mit bunten Bändern an dem Kopfputz befestigt. Als Halschmuck pflegte man eine vergoldete Münzkette zu tragen. Schon im frühen Mittelalter ist uns ein Blumenkränzlein als Festschmuck bekannt, daraus sich die mannigfaltigen Brautkronen entwickelt haben. Eine goldene mit Perlen verzierte Brautkrone der Hallorinnen aus dem Mittelalter blieb uns erhalten, welche im Aufbau der Thüringer ähnlich ist. Sicherlich wurde diese der Braut am Hochzeitstage verliehen, wie es auch in vielen dörflichen Gemeinden üblich war. Einem alten Kirchengebot gemäß mußte die verheiratete Frau ihr Haupt bedecken. Deshalb entwickelten sich im Mittelalter die vielfältigsten Haubenformen, welche in den Volkstrachten bis in unsere Zeit weiterlebten. Nur jungen Mädchen war es erlaubt, ihr Haar offen oder in Zöpfe geflochten zu tragen. In Thüringen pflegte man aber auch die Zöpfe der Mädchen mit Mützen oder Kopftüchern zu umhüllen. Diese Unsitte findet sich aber auch in anderen Trachtengebieten unserer Heimat.

Doris Garscha-Friedrich



DAS BAUERNHAUS

Im Jahre 1980 erschien als 63. Band der Veröffentlichungen zur Volks- und Kulturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR von Karl Baumgarten: Das deutsche Bauernhaus.

In knapper Form vermittelt uns dieses Buch einen Abriss der Geschichte des deutschen Bauernhauses vom 9. bis zum 19. Jahrhundert. Bei allen noch vorhandenen Wünschen und Lücken, die vom Verfasser teilweise selbst in der Einleitung genannt werden, stellt dieses Buch für den Dioramenbauer und Sammler eine willkommene Bereicherung des Wissensspeichers dar.

Der Verfasser konzentriert sich auf wesentliche Elemente und das typische Bild des Bauernhauses zu den verschiedenen Zeiten. Ergänzt werden die Ausführungen durch eine Vielzahl von Abbildungen und schematischen Zeichnungen. Entsprechend dem Charakter des Buches werden regionalgeschichtliche Aspekte des Bauernhauses sehr kurz gefaßt dargestellt.

Wir möchten im Interesse unserer Freunde auf einige weiterführende Bücher verweisen, die als Fundgruben beim Dioramenbau dienen können.

Baumgarten, Karl: Das deutsche Bauernhaus, Eine Einführung in seine Geschichte vom 9. bis 19. Jahrhundert. Akademie-Verlag Berlin 1980

Behn, Friedrich: Die Entstehung des deutschen Bauernhauses. Akademie-Verlag Berlin 1957

Radig, Werner: Das Bauernhaus in Brandenburg und im Mittelbegebiet. Akademie-Verlag Berlin 1966

Baumgarten, Karl: Das Bauernhaus in Mecklenburg, Akademie-Verlag Berlin 1965

Fiedler, Alfred/Helbig, Jochen: Das Bauernhaus in Sachsen. Akademie-Verlag Berlin 1967

Schmolitzky, Oskar: Das Bauernhaus in Thüringen. Akademie-Verlag Berlin 1968

Mit den genannten Büchern, die in jeder größeren Bibliothek ausleihbar sind, ist der Sammler und Dioramenbauer in der Lage, unterschiedliche Haustypen zu verschiedenen Zeiten zu bauen. Die Broschüren enthalten zahlreiche Abbildungen, Zeichnungen und Grundrisse, die uns in die Lage versetzen, mit relativ geringem Aufwand Modellhäuser für unsere Dioramen und Aufstellungen herzustellen.

Als weiterführende Literatur können folgende Bücher verwendet werden:

Baumgarten, Karl: Das Dreiständerhaus in Mecklenburg. In: Neue Mecklenburgische Monatshefte 1956

Baumgarten, Karl: Hallenhäuser in Mecklenburg, eine historische Dokumentation. Berlin 1970

Deutschmann, Eberhard: Lausitzer Holzbaukunst. Domowina-Verlag Bautzen 1959

Fischer, Rudolf: Das Bauernhaus im Vogtland. Museumsreihe des Vogtländischen Kreismuseums Plauen, Heft 38, Plauen 1971

Rach, Hans-Jürgen: Bauernhaus, Landarbeiterkaten und Schnitterkasernen. Akademie-Verlag Berlin 1974

Radig, Werner: Frühformen der Hausentwicklung in Deutschland. Akademie-Verlag Berlin 1958

Wir möchten ferner auf die Freilichtmuseen der Deutschen Demokratischen Republik verweisen, die neben den Bauernhäusern bäuerliche Gerätschaften, Fahrzeuge, Maschinen und Mobiliar aufbewahren:

Agrarhistorisches Museum Alt-Schwerin am Plauer See

Dorfreservat Schwerin Mueß

Freilichtmuseum Klockenhagen

Freilichtmuseum Lehde (Lübbenau) im Spreewald

Bauernmuseum Landwüst (Vogtland)

Thüringenhäuser in Rudolstadt

Thüringer Freilichtmuseum Hohenfelden bei Weimar (im Aufbau)

Karl-Heinz Hempel

Einige Bemerkungen zur Darstellung des Pferdes bei Zinnfiguren

Immer wieder taucht bei den Sammlern kulturhistorischer Zinnfiguren die Frage auf: Sind die Pferdedarstellungen in Zinn richtig? Dabei ist, abgesehen von vielen kleineren anatomischen Fehlern, die sich auch bei namhaften Graveuren eingeschlichen haben, vor allem an die Größenverhältnisse von Reiter und Pferd gedacht.

Oft werden dabei zeitgenössische künstlerische Reiterdarstellungen als authentische Quellen herangezogen, ohne zu bedenken, wie trügerisch besonders dieser Weg der Beweisführung für Größenverhältnisse ist. Dazu sollen nur zwei Beispiele angeführt werden, die etwa aus gleicher Zeit subjektiv gefärbte völlig unterschiedliche Proportionen zeigen.

Auf dem Reiterstein von Hornhausen (Bild 1) sitzt ein kleiner Reiter auf einem sehr großen Pferd. Der Bart zeigt, daß es kein Kind sein soll. Ebenso wie das Pferd ist der Speer übertrieben in der Größe. Offensichtlich waren dem Künstler Pferd und Waffe besonders wichtig und wurden daher betont.

Bei der sehr schönen Bronzestatue Karls des Großen (Bild 2) sitzt ein wahrer Riese auf einem kleinen und durchaus nicht im Przewalski-Typ stehenden Pferd. Bemerkenswert ist die gute anatomisch richtige Darstellung des Tieres, die von hohem Können des Künstlers zeugt. Aber die Person des Königs ist eben die Hauptsache und wird größtmäßig besonders hervorgehoben. Besonders klar wird diese Tatsache, wenn man die zeitgenössischen Berichte berücksichtigt, die besagen, daß die Karolinger schon ein ausgesprochen schweres und massiges „Ritterpferd“ gezüchtet haben sollen, das gewiß auch dem Kaiser zur Verfügung gestanden hat.

Es ist eben hier eine rein psychologische Frage, wie der Künstler die Proportionen wählt. Wir kennen das extrem an den altägyptischen Wandbildern, auf denen der Pharao als Riese und seine Gegner als Zwerge dargestellt werden. Dem entzieht sich selbst der Maler höfischer Porträts der Barockzeit oft nicht, wenn er seinen in schwerem Prunkharnisch daherreitenden Herrscher und Brotgeber auf einem verhältnismäßig kleinen, feingliedrigen und dazu unter der schweren Last noch aufbäumenden Pferd malt.

Hier ist also in jedem Falle Vorsicht hinsichtlich der Wertung des Realismus der



1 Reiter vom Hornhausener Reiterstein



2 Bronzestatue Karls des Großen

Darstellung geboten. Aber woran soll man sich nun halten, wenn es sich um lebende Wesen aus längst vergangener Zeit handelt, die möglichst naturgetreu abgebildet werden sollen? Die Archäologen haben uns nicht nur Kunstwerke überliefert, sie vermitteln uns auch viele Sachzeugen und vor allem Knochen von Mensch und Tier aus

allen geschichtlichen Epochen. Dazu hat uns die Wissenschaft inzwischen bewährte Methoden erarbeitet, aus den einzelnen Knochen alle möglichen Größenverhältnisse mathematisch zu rekonstruieren. Wenn wir diese Ergebnisse richtig nutzen, können wir uns das historische Pferd recht genau vorstellen und entsprechend darstellen.

Dabei ergibt sich ein erstaunlich vielgestaltiges Bild des Hauspferdes im Dienste der Menschheit. Mehrere Wissenschaftler haben sich vor allem mit den Größenverhältnissen des Pferdes und deren Veränderungen im Verlauf der Haustierwerdung beschäftigt. Vor allem bei Nobis¹ sind zahlreiche Angaben der Widerristhöhe als Anhaltspunkt für die Größenbestimmung vor- und frühgeschichtlicher Pferde angeführt, die auch territoriale Unterschiede erkennen lassen (Tabelle 1).

Besonders die paläolithischen Wildpferde von Steinheim und Moosbach zeigen Größenordnungen, die unserem heutigen edlen Vollblut entsprechen. Allerdings muß es sich hier um einen Pferdetyp handeln, der später nicht domestiziert worden ist.

Wildpferde, wie sie meso- und neolithisch bei Wildpferdjagden zu zeigen sind, stehen im Przewalski-Typ, der aber immerhin zu dieser Zeit in unserem Gebiet noch Widerristhöhen von etwa 140 Zentimeter zeigt. Der Durchschnitt dieses Maßes von 135 Zentimetern gilt nur für Osteuropa und Asien.

Von besonderem Interesse sind natürlich die Verhältnisse während der Domestikation, die sich nach neueren Forschungsergebnissen von Müller² im 4. Jahrtausend v. d. Z. im Gebiet zwischen Dnjepr und Don vollzog, also in Südosteuropa auf der Basis eines Wildpferdes etwa des Tarpan-Typs, wie er in Tabelle 1 mit etwa 150 Zentimeter Widerristhöhe angegeben ist. Weiter im Osten, wahrscheinlich aber später, wurden dann auch sicherlich Przewalski-Pferde (durchschnittliche Widerristhöhe 135 Zentimeter) gezähmt.

In der Bronzezeit erscheinen dann auch in unserem mitteleuropäischen Raum Haus- und Wildpferde eines verhältnismäßig kleinen Typs mit durchschnittlich 135 Zentimeter Widerristhöhe. In der römischen

Tabelle 1

Widerristhöhen verschiedener quartärer Pferdetypen in Zentimeter (nach Nobis)

	West- und Zentraleuropa		Ost- und Südeuropa		Asien
Jungquartär:	Solutreen	136—137	Gmelini	140—148	Przewalski 135
	Remagen	146—150	ferus-ferus	135—137	
	Achenheim	155—165	Tarpan	148—154	
Mittelquartär:			Chasaren- pferd	145—155	
	Steinheim	148—160			
	Chatillon	145—150			
	Moosbach	150—163	gleicher Typ	150—160	
Altquartär:	Equus stenorius	136—143			

Tabelle 2

Widerristhöhen der in der CSSR gefundenen Pferdeskelette in Zentimeter (nach Ambros und Müller)

Völkerwanderungszeit:	132,7 bis 138
Slawisch-awarische Pferde:	131 bis 145
Altmagyarische Pferde:	130 bis 141,5

Kaiserzeit erscheinen aber vor allem im Imperium selbst auch größere und schlankere Formen mit durchschnittlich 155 Zentimeter Widerristhöhe neben einem gedrungeneren Schlag (durchschnittlich 145 Zentimeter Widerristhöhe) mit stärkerem Röhrlbein im nördlichen Teil des Reiches.

Über die Verhältnisse im slawisch-awarischen Territorium geben uns Ambros und Müller³ Aufschluß. Hier werden die in Tabelle 2 angegebenen Typen festgestellt.

Erstmals wird hier auch etwas zum Größenverhältnis Pferd und Reiter ermittelt. So stellen die Verfasser an Hand gemeinsamer Bestattungen von Reiter und Pferd fest, daß kleine Reiter auch kleine Pferde hatten, andererseits großwüchsige Reiter mit einem größeren Reittier versehen waren. Wer selbst viel geritten ist, wird das für durchaus logisch halten. Wichtig ist aber auch die Feststellung, daß meist nur Hengste, allenfalls Wallache geritten wurden.

Auf Grund aller exakt am Originalskelett ermittelten Werte muß der Auffassung von Dorst und Rathmann⁴ widersprochen werden, daß die „Mehrzahl“ der Reitpferde im frühen Mittelalter 120 bis 130 Zentimeter Widerristhöhe gehabt hätten. Derartige Kleinpferde können allenfalls den Mongolen zugeschrieben werden. In unserer Heimat, auch im slawischen Gebiet sind sie nicht nachweisbar.

Dafür ist im Mittelalter offensichtlich die Zucht auf ein gedrungeneres, muskulöses Reitpferd von großer Beweglichkeit gelungen. Gewiß sind die heutigen Lipizzaner noch letzte Nachkommen dieser „Ritterpferde“ (Widerristhöhe 146 bis 162 Zentimeter). Nachweislich wurden in Lipizza Reit- und Zugpferde schon vor vierhundert Jahren gezüchtet.

Mit der Zucht von Militärpferden wurden zuerst in England und Frankreich, später aber auch in vielen anderen europäischen Ländern, etwas höhere Tiere erzielt, so das englische Vollblut mit bis zu 160 Zentimeter Widerristhöhe. Besonders groß sind die schweren Zugpferde des rheinisch-belgischen Kaltblutes mit Widerristhöhen bis 175 Zentimeter.

Im vorderen Orient wurde schon sehr früh ein leichtes, auch etwas niedrigeres, aber sehr bewegliches Reitpferd gezüchtet, der Vorfahre des heutigen „Arabers“ mit Widerristhöhen von 145 bis 148 Zentimeter, der wegen seines Temperamentes und seiner edlen Formen bei der Züchtung aller europäischen Warmblutpferde Pate gestanden hat. Vielleicht hat er etwas mit jenen sagenhaften „Ferghanapferden“ zu tun, die angeblich Blut schwitzten und als besonders „edel“ bezeichnet wurden. Die Kunde von ihnen kommt auch aus dem China der Han-Periode, das im zweiten Jahrhundert mit diesen Pferden seine schwere Reiterei ausrüstete und damit einen Vorteil gegenüber den nur auf Pferden des östlichen Przewalski-Typs kämpfenden Hunnen gewann. Übrigens eine wesentliche Ursache des letzten Teiles jener großen Bewegungen in der Bevölkerung Eurasiens, die wir unter der Bezeichnung „Völkerwanderung“ kennen.

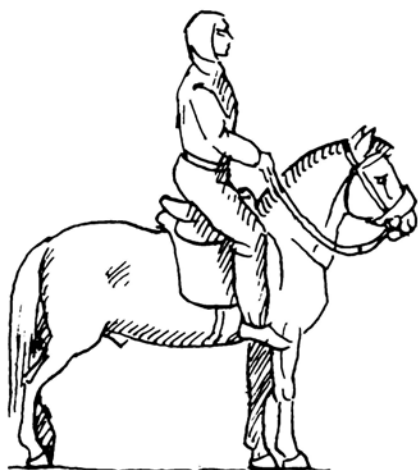
Welche Maße haben nun unsere heutigen Pferderassen? In der Tabelle 3 seien einige bekannte Gebrauchspferderassen Mitteleuropas angegeben.

Natürlich spielen für figürliche Darstellungen von Pferden und Reitern neben der Höhe am Widerrist auch die Rumpflänge und die Massigkeit eine Rolle, Proportionen, die den Gesamteindruck typisch beeinflussen. Dazu läßt sich sagen, daß der

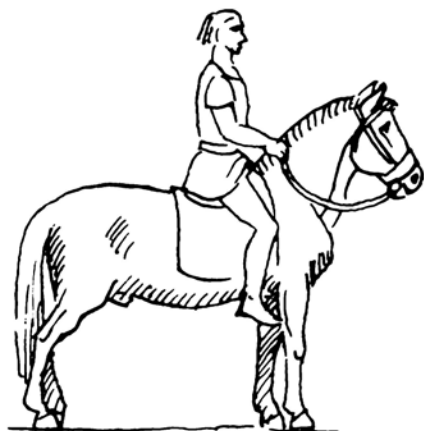
Tabelle 3

Widerristhöhen einiger moderner Pferderassen in Zentimeter (nach Neuschulz)

Orientalisches Vollblut:	140 bis 148	schlank
Ostpreußisches Warmblut:	156 bis 160	schlank
Oldenburger Warmblut:	156	vollrumpfig
Rheinisches Kaltblut:	156 bis 162	massig
Schleswiger Kaltblut:	bis 175	massig



Mongole



Griechen

5 Mongolischer (oben) und griechischer (unten) Sattelsitz

Körper unserer heutigen Pferde ohne Hals und Kopf im Profil etwa ein Quadrat füllen soll. (Bild 3) Dazu soll noch eine maßstabgerechte Gegenüberstellung von Mensch und Pferd in Zinnfigurengröße ergänzende Hinweise zur Gestaltung von Typen geben. (Bild 4)

Für den Gesamteindruck einer Reiterfigur spielt allerdings auch noch der „Sitz“ des Reiters, der Sattel, eine Rolle. So ergibt die außerordentliche Höhe der mongolischen Holzsättel eine Sitzhöhe von etwa 15 bis 20 Zentimeter über der „Sattellage“ des Pferdes. Das ergibt das Bild eines hochragenden Reiters, das ich nach einer Originalfotografie nachzeichnen konnte. Demgegenüber wirken Reiter, die nur auf einer Decke oder gar auf dem blanken Fell sitzen wesentlich kleiner und ihre Füße reichen beim Przewalski-Pferd eben bis in die untere Hälfte des Pferdeunterarmes, wie es die Abbildung zeigt. (Bild 5)

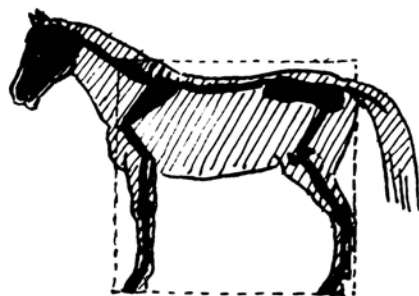
Die meisten unserer Reiterfiguren halten etwa das Verhältnis Widerristhöhe 135 Zentimeter zu Reitergröße 170 Zentimeter ein. Das entspricht durchaus den Proportionen im Altertum und frühen Mittelalter, wenn man nicht Wert auf die Betonung besonderer Differenzen legt, etwa bei einem Kampf zwischen Hunnen und Chinesen der Han-Zeit.

Bei neuzeitlichen Typen kann dasselbe Verhältnis auch für derartige Truppenteile wie Husaren, Kroaten und andere leichte Kavallerie zugrunde gelegt werden. Für Kürassiere und schwere Reiter müßten dann Größenverhältnisse von Widerristhöhe 150 Zentimeter zu Reitergröße 180 Zentimeter gewählt werden, während unsere schweren Zugpferde mindestens mit einer Widerristhöhe von 160 Zentimeter dargestellt werden müssen.

Nun hat sich das Auge des Zinnfigurenfreundes zweifellos an die oben zuerst angeführte Proportion gewöhnt und empfindet sie als angenehm. Es wird daher wohl von der gefühlsmäßigen Seite, als auch wegen der großen Anzahl der vorhandenen Typen dieser Norm nicht leicht sein, eine konsequente Umstellung durchzuführen. Andererseits werden aber die vorhandenen Unstimmigkeiten nur dort auffallen, wo wir auf Grund der historischen Überlieferung eindeutig zwei verschiedene Pferdegrößen gegenüberstellen müssen. Das sind jedoch immer noch seltene Fälle, bei denen man sich vielleicht auch einmal mit der Ausnutzung perspektivischer Verkleinerung helfen kann.

Für die Neugravur bestimmter Typen kann man jedoch die angegebenen Maße ruhig nutzen, beruhen sie doch auf wirklich exakten Messungen und Berechnungen am historischen Original und nicht auf der subjektiven Darstellung eines Künstlers.

Horst Neumeister



3 Pferdeprofil im Quadrat
(wichtigste Knochenpartien schwarz)



4 Skizzen von Menschen und Pferden in
der Normgröße der Zinnfigur

BEMALUNGSANGABEN ZU DER ZINNFIGURENSERIE VON MARTIN ANDRÄ „FRANZÖSISCHE GARDEFUSSARTILLERIE 1809 BIS 1814“

Mannschaften: Rock blau, Kragen und Brustpatten blau, rot eingefärbt; Ärmelaufschläge rot mit blauen Patten, rot vorgestoßen mit drei Messingknöpfen; Schoßumschläge rot mit gelben Granaten; Weste und Hose blau; Gamaschen (bis über die Knie) im Sommer weiß, im Winter schwarz; Schuhe schwarz, schwarze Bärenfellmütze mit Augenschirm aber ohne Plakette, Kinnriemen messingbeschlagen, Behang und Stutz rot, hinten auf der Mütze ein roter Boder mit gelber Granate; die längs aufgesetzten Schoßtaschen rot vorgestoßen mit drei Knöpfen; alle Knöpfe aus Messing; Epauletten rot; Lederzeug weiß, Patronentasche schwarz, ebenso die Säbelscheide, die unten eine Messingspitze hatte; der Säbelgriff ebenfalls aus Messing mit roter Säbelquaste; brauner Felltornister, blauer Mantel.

Offiziere wie Mannschaften mit folgenden Änderungen: Epauletten und Behang der Mütze sowie Ringkragen golden; statt Gamaschen schwarze Stiefel mit braunem Umschlag.

Tamboure wie Mannschaften, jedoch Kragen, Brustpatten und Ärmelaufschläge sowie deren Patten mit breiter gelber Borte eingefärbt; weißen Trommelschurz, die Trommeln golden oder messingfarben mit blauen Reifen.

(Zusammengestellt von Martin Andrä)

Anmerkungen

- ¹ Nobis, G.: Abstammung und Domestikation des Hauspferdes, Kiel 1955
- ² Müller, H. H.: Pferde von Großörner-Molbeck, Halle 1955
- ³ Ambros Müller: Frühgeschichtliche Pferdeskelettfunde auf dem Gebiet der CSSR, Bratislava 1930
- ⁴ Dorst Rathmann: Das Pferd im Militärwesen, Berlin 1980
- ⁵ Altheim, F.: Reich gegen Mitternacht, Hamburg 1955

AUSSPRACHE

ZUR HALTERUNG DER SCHILDE

Über die Auseinandersetzung zwischen Sammlern der Uniformzeit über den Sitz, die Farbe und die Zahl bestimmter Knöpfe, die oft nur kurze Zeit gültig waren und dann nach einer anderen Vorschrift angenäht wurden, ist schon oft gewitzelt worden, ohne daß damit der Gewissenhaftigkeit bei der Erarbeitung von historischen Tatsachen auch in kleinen Dingen zu nahe getreten werden soll. Es ist wirklich sehr notwendig, auch über die Knöpfe hinaus alle Dinge kritisch zu betrachten. Wie bei jedem Geschichtsstudium gilt die Regel auch für den Zinnfigurenfreund, immer zu den Quellen zurückzugehen und auf keinen Fall unkritisch zu übernehmen, was oft seit langer Zeit üblich und gewohnt ist, aber trotzdem falsch sein kann. Auch die Quellen darf man nicht gläubig, sondern nur kritisch behandeln. Bei allem muß man immer seinen gesunden Verstand gebrauchen, der in den meisten Fällen auf die richtige Spur führt.

Wer einmal nur mit einem Besen, einer Schaufel oder gar einer Axt über der Schulter versucht hat, einen Dauerlauf abzulegen, der wird nie im Leben mehr eine Figur zeichnen, die mit geschulterter Hellebarde oder gar geschulterter Büchse läuft. Ich habe zwar noch keine Trompete zu Pferd geblasen, aber ich kann es einfach nicht glauben, daß man im Galopp oder im Trab Trompete blasen kann ohne sich die Zähne einzustoßen. Ich halte das für eine Erfindung der Schlachtenmaler, die sich ja auch den im Angriff nach seiner Gefolgschaft zurücksehenden Offizier aus den Fingern gesogen haben.

Heute möchte ich mich mit einem Fehler befassen, der immer und immer wieder von älteren phantastischen Rekonstruktionen abgezeichnet wird, ohne daß man sich einmal Gedanken über die Praxis macht, ich meine die Halterung des Schutzschildes des Kriegers durch zwei Riemen, deren

einer den Unterarm unterm Ellbogen umschließt, deren anderer mit der Faust erfaßt wird. Wir finden diese unpraktische und widernatürliche Tragweise an unseren Zinnfiguren bei Römern wie bei Germanen, bei Assyern und Persern, auch bei den Schilden mit einem Buckel, der ja nur einen einzigen Zweck hat, nämlich den, die gefahrlose Bewegungsfreiheit für die die Schildfessel umgreifende Faust zu sichern. Daß man diesen Buckel oft mit einer zum Angriff geeigneten Spitze versah, ist eine Weiterentwicklung, die das Halten des Schildes nur mit der Faust voll bestätigt, weil man sich auf diese Weise den Feind auf Armeslänge vom Leibe halten oder von sich wegstoßen kann. Außerdem war es oft notwendig, sich eines unbrauchbar gewordenen Schildes, der zersplittert oder mit Pfeilen und Speeren gespickt und unhandlich geworden war, schnell zu entledigen. Einen an den Arm gefesselten Schild aber kann man nicht einfach fallen lassen.

Es gibt aber im Altertum tatsächlich einen Schild, dessen Halterung den Unterarm und nicht nur die Faust benötigt; den schweren Metallschild der griechischen Hoplitens, der auch in den Feldzügen Alexanders von Makedonien und seiner nachfolgenden Diadochen im Gebrauch war. Er ist deshalb auch in den Kunstwerken des Hellenismus vertreten, die auf die gesamte spätere Kunst der Antike einen schwerwiegenden Einfluß ausübten. Die römischen Kunstakademien, um diesen Ausdruck für die Künsterschulen in der römischen Kaiserzeit anzuwenden, setzten die hellenistische Tradition fort, die selbst im alltäglichen Leben damals bestimmend war: in Form und Dekor der Gebrauchsgegenstände, in der festlichen Kleidung – die römische Toga wurde kaum noch getragen, höchstens hüllte man vornehme Leichen hinein – in der repräsentierenden Tracht der Kaiser, Präfecten, Prätores, Legaten, Tribunen und unteren Offiziere. Sie trugen noch Jahrhunderte den verzierten Muskelpanzer aus Bronze oder Eisen mit Goldverzierungen, während die Soldaten längst praktische Kriegskleidung hatten: den alle Bewegungen erlaubenden Ketten- und Schuppenpanzer und zeitweise einen die Ritterrüstungen des Mittelalters vorwegnehmenden, aber beweglicher gegliederten Segment- und Lamellenpanzer (späteste Darstellung eines solchen Panzers aus Eisenreifen, der erstmalig im zweiten Viertel des ersten Jahrhunderts auftritt, finden wir um 200 auf dem Triumphbogen des Septimius Severus). Die hellenistisch geschul-

ten Bildhauer gingen jedoch so weit, selbst auf Kettenhemden Brust- und Bauchmuskulatur zu modellieren, obwohl sie ja in Wirklichkeit dort gar nicht gesehen werden konnte.

Kommen wir wieder zum Schild. Der Phalanxhoplit hatte einen flachen Ganzmetallschild, der seiner Schwere wegen am Unterarm befestigt war und die Pfeile und Wurfspere abwehren, ablenken sollte, während man mit den Speießen vorging. Im Einzelkampf war er unbequem zu handhaben, dafür gab es kleinere Ovalschilder. Die Schilde der anderen Völker des Altertums waren erheblich leichter, aus Flechtwerk oder dünnen Holzbrettern, oft mit Leder bezogen, meist mit einem metallenen Buckel in der Mitte zum Schutz der die Fessel umgreifenden Faust und mit Randbeschlägen aus Blech versehen, um ein Spalten des Schildes durch Schwert- oder Axthiebe zu vermeiden. Alle diese leichten Schilde wurden nur mit der Faust gehalten und dirigiert. Das gilt für die Rundschilder der Germanen so wie für den großen ovalen Schild der Republikrömer und für den zylindrisch gewölbten Schild (scutum) der Legionare in der Kaiserzeit; das war selbst bei den mannshohen Setzartschen der Assyrer keinesfalls anders. Hätten die Schwerbewaffneten ihre stark gewölbten Schilde am Unterarm befestigt, hätte dieser gar nicht aufgelegt. Der Skutum konnte wegen seiner starken Rundung nur senkrecht gehalten werden. Mit einer Unterarmbefestigung wäre das gar nicht möglich. Außerdem konnte der Schild mit der Faust so weit vorgeschoben werden, daß er einen größeren Schutz vor Wurfgeschossen bot, als wenn er eng am Körper gehalten wurde. Pfeile und Speere, die in diese verhältnismäßig leichten Schilde eindringen konnten, wurden durch die Elastizität des freien Schildarmes aufgehalten und vermochten nicht mehr den Körper des Legionars zu erreichen. Wenn man überlegt, wie man feindliche Hiebe leichter auffangen kann, mit dem federnden, die Hiebe bremsenden und nur von der Faust gehaltenen oder mit dem am Unterarm befestigten Schild, der die Wucht der gegnerischen Schläge mit voller Kraft auf den Knochen überträgt, dann wird einem die Sache zu sehr klar.

Wenn auf den Reliefs der Siegesssäulen wenige Darstellungen, auf denen die Rückseite des Schildes gezeigt wird, die Unterarmhalterung präsentieren, so ist das eine Auswirkung der hellenistischen Ausbildung der akademischen Künstler. Jeder weiß ja,

daß sich sogar bis ins 18. Jahrhundert hinein Fürsten und Feldherren in hellenistischer Rüstung konterfeien ließen. Dabei kommen wir doch nicht zu dem Fehlschluß, daß sie so etwas „im Dienst“ getragen hätten.

Dem Handbuch der Waffenkunde von August Demmin (Leipzig 1869) habe ich einige Zeichnungen entnommen, die von dem Verfasser nach Fundstücken und zeitgenössischen Originalminiaturen angefertigt wurden. Da sehen wir erstens einen in einem Kopenhagener Museum aufbewahrten ovalen dänischen Schild aus Bronze, 64 cm lang, von innen. Die Höhlung des Buckels gab der den Griff umfassenden Faust Bewegungsfreiheit und Schutz. Darunter ist zweitens ein eisernes Schildnabengestell eines fränkischen Schildes abgebildet, das bei Lodinières gefunden wurde. Ähnliche Gestelle fand man auch in der Hohenzollerngegend. Demmin sah sie im Museum von Sigmaringen. Auf dem Elfenbeindeckel des Antiphonariums St. Gregor (8. Jahrhundert, in der Bibliothek von St. Gallen in der Schweiz) finden wir drittens zwei römisch-byzantinisch anmutende Kämpfer, an deren Schilden sich nur ein Griff befindet, so daß sie frei mit ihm hantieren können. Vom Ende des 11. Jahrhunderts ist in der im British Museum zu London aufbewahrten Aelfric-Handschrift viertens ein angelsächsischer Ritter abgebildet, der seinen gebuckelten Schild an der Faust vor sich hält.

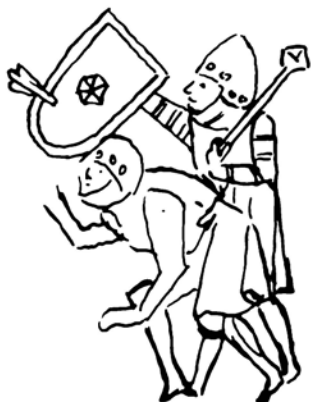
Nach einer farbigen Zeichnung von Michael Younes in dem Buch *The Roman Army from Caesar to Trajan* von Michael Simkins (Reading 1974), die einen römischen Legionar der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts u. Z. nach Funden auf britischem Boden rekonstruiert, wurde fünftens die Skizze angefertigt, die den Faustgriff in der Mitte des zylindrisch gewölbten großen Schildes deutlich zeigt. Auf dem im Thermenmuseum zu Rom aufbewahrten Sarkophag mit der Barbareschlacht aus der Villa Ludovisi — wahrscheinlich aus dem 3. Jahrhundert u. Z. — ist bei einem verwundet vom Pferd gleitenden Reiter ebenfalls ein sechseckiger Schild mit dem Faustgriff in der Mitte zu sehen.

Erwin Ortmann

Wir bitten um Verständnis für die Unterbringung der Abbildungen 1 bis 5 zu diesem Beitrag auf Seite 54.
Redaktion

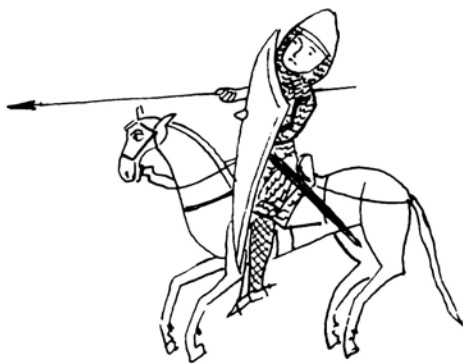
ZUR FAUSTHALTERUNG DES SCHILDES IM MITTELALTER

Ergänzend zu den Feststellungen über falsche und richtige Halterung des Schildes seien hier noch vier Zeugnisse aus der Ritterzeit angeführt. Zeitgenössische Abbildungen, auf denen die Schildhalterung genau zu erkennen ist, finden sich selten, da die Zeichner stets bemüht waren, die Vorderseite des Schildes mit seinen Verzierungen und Emblemen zu zeigen und sie deshalb dem Beschauer voll zuehrten. Das geschieht auch bei dem mit einer Streitkeule bewaffneten Fußknecht in der Bilderhandschrift von Walter de Milernates „Dé nobilitatibus sapientis et prudentis régum“ um 1325, aber es ist doch klar zu erkennen, daß dieser Fußknecht seinen Schild am Faustgriff hinter dem Schildbuckel hoch hält, um seinen an einer Wurfmaschine hantierenden Kameraden vor feindlichem Beschuß zu schützen. Er hat gerade einen Armbrustbolzen aufgefangen, der in dem leichten Holzschild steckengeblieben ist. (Abbildung 1)



In einer Miniatur des 13. Jahrhunderts (Bibliothek des Vatikans) findet sich die Zeichnung eines Ritters – die soll Odoakar im Angriff auf Dietrich von Bern darstellen – der den großen dreieckigen „Normannenschild“ mit der Faust am Griff hinter dem Schildbuckel hält. (Abbildung 2)

In einer Veröffentlichung der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Institut für Geschichte der materiellen Kultur (Leszek Kajzer: Usbrojenie i obiór rycerski w średowiecznej Małopolsce – Waffen und Rüstungen der Ritter im mittelalterlichen Kleipolen – Wrocław 1976) sind zwei Beispiele



abgebildet. Das eine zeigt einen Ritter – als Goliath – von einem Kelch aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, dessen Schild deutlich die hinter dem Buckel als Faustgriff durchgehende Angel (Schildnagelgestell) erkennen läßt. (Abbildung 3) Weiter ist ein Ritter – als St. Florian – zu sehen, der dem Tryptichon zu Wiestawic aus dem Jahr 1477 entnommen ist. Auch er trägt seinen pavesenförmigen Schild am Faustgriff. Hier gibt es keinen Buckel, sondern die den leichten Schild versteifende Längsausbuchtung gibt der Faust Raum.





(Abbildung 4)

Übrigens ist die Form der Fußvolkpavese im 15. Jahrhundert ähnlich wie das Skutum des römischen Legionars unverkennbar senkrecht ausgerichtet. Sie kann also nur mit der Faust in einigem Abstand vor den Leib gehalten, niemals aber an den Unterarm gefesselt werden.

Noch ein zeitgenössisches Zeugnis

Auf der Suche nach authentischen Abbildungen von Artilleriestellungen Anfang des

16. Jahrhunderts stieß ich auf eine Federzeichnung des Baseler Meisters um 1510, die den Sturm von Schweizer Landsknechten – noch in der Bewaffnung des ausgehenden 15. Jahrhunderts – gegen eine Stadtmauer schildert. Da fand ich in dem Kampfgetümmel zu meiner Überraschung verschiedene Verwendungen des stets nur mit einem Griff für die Faust versehenen Schildes, und zwar ist dieser Griff bei den kleineren runden Schilden in der Mitte, bei den längeren Schilden etwas oberhalb der Mitte angebracht und steht meist senkrecht. Einige dieser Halterungen habe ich abskizziert. Da sehen wir den Krieger, der mit einem Speer angreift und seinen runden Schild weit vor sich hält zum Schutz gegen Armbrustbolzen aus der belagerten Stadt, von denen einer im Schild steckengeblieben ist. Ein anderer geht vor und hält seinen großen Schild mit beiden Händen am Griff schräg über sich, um von der Mauer geworfene Steine abzuwehren. Ein dritter hat sich geduckt und seinen Schild, den er mit dem rechten Arm am Griff festhält, auf den Rücken gelegt, während er in der Linken einen unter den Arm geklemmten Speiß trägt. Auf seinen Schild prasselt gerade ein Stein. Auf der Leiter klettern zwei Landsknechte empor, die ihre Schilde am Faustgriff links von sich abhalten, wohl zum Schutz vor den Geschossen, die seitwärts von einem vorspringenden Turm auf sie abgefeuert werden.

Wir sehen an diesen sehr eindrucksvollen und deutlichen Beispielen ganz klar, daß es keineswegs der Zweck eines Schildes war, nur dicht vor dem Leib gehalten zu werden, sondern wir erkennen, wie wichtig eine freie und vielseitige Handhabung des Schildes gewesen ist. Nur dann konnte er seinen Träger weitgehend schützen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn bei der Schaffung neuer Figuren für Altertum und Mittelalter auf die richtige Schildhalterung geachtet würde, damit wir endlich von den meist falschen Darstellungen loskommen. Übrigens gibt es aus dem Anfang der dreißiger Jahre eine Serie kämpfenden karolingischen Fußvolks, die ihre Schilde alle richtig nur in der Faust halten.

Um 1500 wurde der Schild nur noch beim Belagerungskampf getragen. In den großen Landsknechthaufen hatte man schon im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auf den Schild verzichtet, der durch die Verbesserung der Feuerwaffen seine Schutzfunktion verloren hatte.

Erwin Ortmann

1. Wesen und Funktion des Schildes



Von allen für den Schutz des menschlichen Körpers im Kampf bestimmten Abwehrmitteln ist der Schild das beweglichste. Während Helm und Rüstung relativ unveränderlich am Körper anliegen, kann beim Schild die Lage zum und die Entfernung vom Körper in bestimmten Grenzen verändert werden. Das heißt, aus der Eigenart des Mittels ergibt sich eine eigene Logik, die sich in den taktischen Eigenschaften des Schildes zusammensetzt. Solche taktischen Eigenschaften sind:

— Der Schild kann relativ rasch in jede Richtung gedreht, folglich in kürzester Zeit zur Abwehr von Angriffen (Geschossen) aus wechselnden Richtungen eingesetzt werden.

— Indem er bis auf Armeslänge vom Körper entfernt gehalten werden kann, ist er in der Lage, die Größe der geschützten Fläche in bescheidenen Grenzen zu vergrößern und damit die Bewegungsfreiheit des Kämpfenden relativ zu erhöhen.

— Selbst Schilde, die relativ leicht durchstoßen werden können, bremsen die Wucht des Geschosses oder des Hiebes und vermindern dadurch die Verletzbarkeit des Kämpfenden.

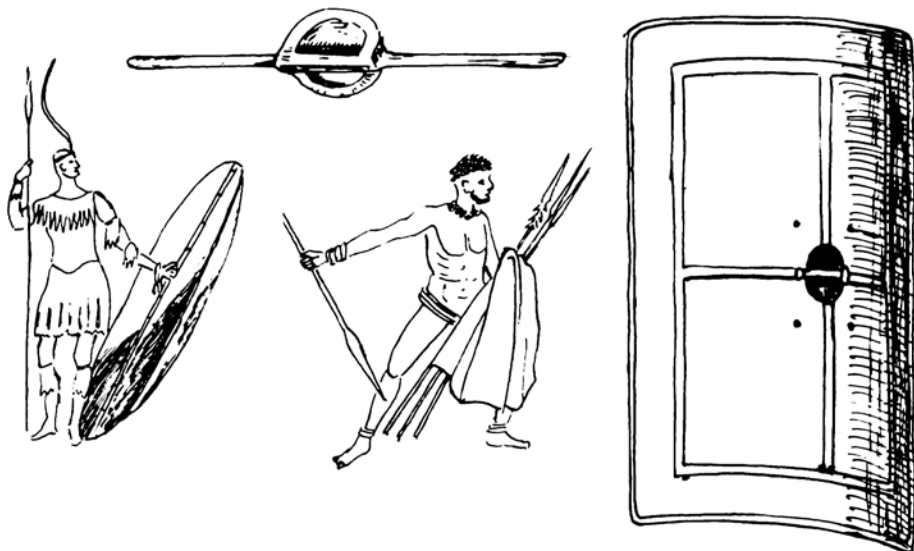
— Obwohl das nicht seine eigentliche Bestimmung ist, kann der Schild zum Be- und Abdrängen eines Gegners, schließlich — in Grenzen — selbst als Angriffswaffe verwendet werden (Stachel auf dem Schildbuckel).

— Als Träger von Bild- oder Schriftinformationen (magischen Symbolen) kann er auf den Gegner eine psychische Abschreckungswirkung ausüben.

— Zuletzt kann man ihn auch wegwerfen, wenn er unhandlich oder unbrauchbar geworden ist (weil Speere in ihm stecken, er zerschlagen wurde etc.) oder wenn man fliehen muß.

Wir gehen hier nur auf die taktischen Eigenschaften des Schildes unmittelbar im Kampf ein, in dem er vom Einzelkämpfer verwendet wird, denn das ist seine hauptsächlichliche Bestimmung und Funktion.

Eben diese Funktion zwingt auch zu konstruktiven Merkmalen, die die Struktur von Schilden bestimmen. Dabei darf man davon ausgehen, daß die Menschen in der Bewältigung aller ihrer Aufgaben unter Zugrundelegung der vorhandenen Mittel rationell gedacht haben. Der Schild ist Abwehr- und Schutzmittel des Individuums



Oben eine Schildleiste aus Assiut, die den Rahmen des Lederschildes im oberen Drittel miteinander verband und klar den früheren Parierstock mit Handschutz erkennen läßt, links darunter ein Xhosa-Krieger (Südafrika), dessen gewölbter Schild aus Rohleder deutlich sichtbar den alten Parierstock in der Vertikalen zeigt, in der Mitte Zuluhäuptling Dingane, der zur Abwehr feindlicher Geschosse oder Hiebe ein Fell oder Tuch um den linken Unterarm gewickelt trägt, rechts die Rückseite des zylindrisch gewölbten römischen Legionarschildes von Duro Europos mit dem Handgriff in der Mitte, der ehemalige Parierstock ist zu erkennen. – Die Schildleiste wurde dem Buch: Hans Bonnet „Die Waffen der Völker des alten Orients“, Leipzig 1926, die Zulukrieger wurden dem Illustrierten historischen Heft 12: Klaus Brade „Südafrika-Apartheid-Befreiungskampf“, Berlin 1978, und die Rekonstruktion nach dem Duro-Europos-Schild dem Buch: Peter Conolly „The Roman Army“, London 1975, entnommen.

Die nebenstehende Tafel zeigt Quellen für die Schildhalterung. Oben links ägyptische Kampfszenen aus Beni Hasan, daneben einen philistäischen Krieger (Palästina), rechts zwei sakische Krieger; darunter links einen hethitischen Krieger aus Sendschirli, neben ihm ein Scherde (Leibwache) aus der Seeschlacht Ramses III., daneben einen assyrischen Rundschildträger, der auf einem Relief Bogner schützt, und einen assyrischen schweren Fußkämpfer; unter dem Scherden (im Kleinformat) Assyrer bei der Plünderung des Tempels von Mussassir und rechts Wagenkämpfer aus der Kadesch-Schlacht Ramses II., links davon ein chinesischer Schwertkämpfer aus der Han-Zeit; unter dem Hethiter zwei indische Fußkämpfer aus einem Elefantenschlachtrelief. In der letzten Reihe sehen wir links einen maurischen Reiter, in der Mitte einen Ritter aus der Berliner „Eneit“-Handschrift und rechts einen Landsknecht aus dem Aufzug von Fechtern im Triumphzug des Kaisers Maximilian I. – Wo keine direkte Fundquelle angegeben ist, handelt es sich um Abbildungen in: A. von Pawlikowski-Cholewa „Die Heere des Morgenlandes“, Berlin 1940.



im Kampf, in dem sich dieses Individuum nur deshalb schützt, weil es eine andere Handlung vollziehen muß: den Gegner schlagen und besiegen. Dieser hauptsächlich Handlung muß auch der Schutz des eigenen Körpers untergeordnet sein.

Das heißt, der Schild als Schutzmittel muß ohne großen Kraft- und (darin faßt sich letztlich auch die Energieverausgabung zusammen) Zeitaufwand hinreichend Sicherheit und Unverletzbarkeit gewährleisten. Deshalb muß er auch unkompliziert und leicht handhabbar, nach jeder Seite rasch bewegbar und möglichst weit vom Körper entfernbar sein. Nach Möglichkeit muß seine Handhabung durch Exerzieren automatisiert werden können.

Im Gefecht ist Zeit immer knapp. Ein Abwehr- und Schutzmittel, das zu viel Kraft- und Zeitaufwand erfordert, hat seinen Sinn eingebüßt. Das gilt auch im Hinblick auf die Frage nach den Bügeln zum Halten des Schildes. Nach Bonnet „mag noch ausdrücklich betont sein, daß es nicht etwa etwas mehr Äußerliches ist, ob ein Schild einen oder zwei Bügel aufweist, sondern erhebliche Bedeutung hat, denn der zweite Bügel beeinflusst entscheidend die taktische Verwendung des Schildes, indem er seine Beweglichkeit stark einschränkte, wenn er ihn auch andererseits fester an den Arm anschoß und dadurch bequemer tragen ließ“ (Seite 193 ff.).

Mit dieser Aussage geht Bonnet von der inneren Logik der Funktion des Schildes aus und stellt zwei Sachverhalte klar: erstens führt die Verwendung von zwei Bügeln im Gefecht zur Einschränkung der taktischen Möglichkeiten des Schildes; zweitens bedeuten zwei Bügel die Erhöhung der Bequemlichkeit beim Transport desselben.

Bei konvex gewölbten Schilden und bei der Tartsche war es durchaus möglich, beides zu vereinen, indem zwei Bügel zum Tragen durch den dritten – nennen wir ihn Gefechtsbügel – verbunden wurden. Das wird in der Darstellung des Aufzuges von Fechttern mit Tartsche und Messern aus dem „Triumphzug des Kaisers Maximilian I.“ beim mittleren Fechter deutlich.

Wir sprechen deshalb von Möglichkeit, weil wir sie nicht immer verwirklicht finden. Die Tradition läßt nicht immer den offenen Blick für technische Neuerungen zu, zumal es durchaus auch andere Möglichkeiten gab, das Tragen der Schilde auf dem Marsch zu erleichtern, etwa Trageriemen oder Schlaufen. Für die Völker des alten Orients bestreitet Bonnet die Verwendung von zwei Bügeln überhaupt kategorisch

(„...sind doch Schilde mit zwei Bügeln den Völkern des alten Orients überhaupt unbekannt“ – Seite 193). Er fügt ausdrücklich hinzu: „In den Publikationen Champollions und Rosellinis haben Rundschilder der Scherden freilich gelegentlich zwei Bügel, indessen ist der zweite Bügel, wie bereits Helbig festgestellt hat, lediglich Zutat des Zeichners.“ (ebenda) Eine solche Zutat des Zeichners ist vom Standpunkt der künstlerischen Aneignung der Wirklichkeit verständlich: die Gestalt, die den Unterarm durch einen Bügel steckt und den zweiten mit kräftiger Faust hält, womöglich den Arm beugt, strahlt mehr Spannung aus und wirkt erregender als die Figur, die den Schild an einem Bügel mehr oder weniger weit vor sich hält. Man braucht nur zwei diesbezügliche Zinnfiguren nebeneinander zu legen und miteinander zu vergleichen.

2. Zur Entwicklungsgeschichte des Schildes

Wir haben nicht ohne Grund auf die Macht der Tradition aufmerksam gemacht. Und gerade diese Tradition führt keinesfalls durch Zufall zu Schilden mit einem Bügel.

Wie Bonnet unter Berufung auf die Völkerkunde zeigt, ist der Schild „nicht unmittelbar erfunden worden, sondern aus einfacheren Vorstufen heraus erwachsen. Es sind ihrer zwei; einmal ein Knüttel, den man im Kampf als Parierstock in der Linken führt und zum Schutz der Hand gern mit einem gewöhnlich in der Mitte des Stokkes sitzenden, überdeckten Handgriff versieht, und ferner ein rohes Tierfell, das man um den linken Arm schlingt.“ (Seite 182)

Für die Verwendung des lose vom Arm hängenden Felles als Vorstufe des Schildes gibt es Zeugnisse auf Wandbildern aus dem alten Ägypten. Daß es unabhängig davon diese Form bis in die Neuzeit hinein gegeben hat, zeigt das Bild von dem Zuluheuptling Dingane, der – möglicherweise bei einem Ritual – in Kampfstellung über den linken Arm ein Stück Tuch, Fell oder Leder gelegt hat. Es sei an dieser Stelle auch darauf aufmerksam gemacht, daß, nachdem im Ausgang des Mittelalters die Schilde ihre militärische Bedeutung verloren hatten, zumindest für den Zweikampf mit der blanken Waffe der lose um den linken Arm geschlungene Mantel Bedeutung erlangte. Hier findet sozusagen eine Rückkehr zu einer Vorform des Schildes statt, wobei anzunehmen ist, daß diese Vorform nicht aus der Erinne-

rung geholt, sondern quasi neu „entdeckt“ wurde.

Obwohl es sich nach Bonnet für das alte Ägypten nicht detailliert nachweisen läßt, erscheint der Schild als eine Kombination von Parierstock und Fell. Die Schilde des Alten Reiches werden als auf Rahmen gespannte und in der Mitte gehaltene Tierfelle abgebildet. Dabei sind diese Schilde in der frühen Phase brettartig schmal, erscheinen also als eine Verbreiterung des Parierstocks zu einer Art Parierbrett. Aber auch unabhängig von der Nachweisbarkeit dessen speziell für Ägypten läßt sich die These Bonnets als berechtigt erhärten.

Unter den Abbildungen zeigen wir den Parierstock mit Handschutz und daneben ein Scutum von Dura Europos, einen römischen Schild, sowie den Schild des Xhosa-Kriegers vom Beginn des 19. Jahrhunderts. Beim Scutum ist offensichtlich der alte Parierstock in der Horizontalen verarbeitet. An der Stelle des alten Handschutzes befindet sich der Schildbuckel. Im Schild des Xhosa-Kriegers dagegen bildet der Parierstock die Vertikale der Mittelachse des gewölbten Schildes. In beiden Fällen ist offensichtlich, daß der Schild einen einzigen Bügel in der Mitte hat.

Es ist kein Zufall, daß die Schilde historisch sich auf den Parierstock zurückführen lassen. Das deutet darauf hin, wie sehr auch der Schild Instrument des Pariierens gewesen ist, eine Handhabung, die einexerziert werden mußte. Die Veränderung der Entfernung vom Körper und die unterschiedlichen Winkel, also die Bewegung des Schildes war eine Kunst, die erlernt werden mußte. Die gewöhnliche Vorstellung, die in der Gegenwart häufig anzutreffen ist, der Schild sei bloß ein Ding zum Hinhalten gewesen, wird der Funktion und den taktischen Eigenschaften dieses Schutz- und Abwehrmittels, besser: wird dem Waffencharakter des Schildes nicht gerecht. Der Schild war eine Waffe und mußte als solche bewegt werden.

Dafür spricht auch, daß sehr viele der wirklichen Kampfschilde, die für den einzelnen Mann bestimmt waren, relativ klein blieben. Die Schilde im alten Ägypten wurden wohl nie mehr als halbmannshoch. Zieht man ferner in Betracht, daß die Soldaten des Alten und des Mittleren Reiches mit bloßem Oberkörper kämpften, daß auch im Neuen Reich für das Gros die „Rüstungen“ aus versteiftem oder wattiertem Lenien oder aus Leder bestand, dann wird deutlich, welch hoher Rang dem Manövrieren mit dem Schild zukommen

mußte. Der Schild mußte eine sehr bewegliche Waffe sein; die ihm angelegten Möglichkeiten, taktischen Eigenschaften mußten ausgeschöpft werden, und dazu gehörte auch die Vergrößerung der geschützten Fläche durch Entfernung vom Körper auf volle Armeslänge.

Hans-Günter Eschke

RADREIFEN SIND STETS BLANK

Es ist schon eine Enttäuschung, wenn man für eine Ausstellung alles richtig vorbereitet, aber Freunde im guten Glauben die Dinge „verbessern“ und damit Fehler hineinkomponieren. Für die Militaria 81 hatte ich für den Bauernzug 1525 einen Troßwagen und ein Geschütz gebaut und realistisch bemalt. Der Troßwagen hatte beige graue Räder mit blanken Radreifen. Ebenso blank waren die Reifen des Geschützes. Für die Protze waren andersfarbige Räder gewählt worden, weil schließlich die Bauern keine einheitliche Bewaffnung besaßen, sondern nehmen mußten, was sie vorfanden. Leider wurden alle Radreifen geschwärzt. Die Protze wurde fein den Geschützrädern angeglichen und sauber einheitlich bemalt. Die Räder des Troßwagens wurden ebenfalls dunkelbraun bemalt, während das Leitergestell beige grau blieb. Kein Bauer hat die Räder seines Leiterwagens bemalt, die waren altholzfarben. Ich beschreibe das deshalb so eingehend, um nicht in den Verdacht zu kommen, diese Fehler selbst gemacht zu haben.

Der Reifenbeschlag der Räder ist immer silbrig blank, auch wenn die Wagen durch den Schlamm fahren. Leider gibt es heute kaum noch Pferdewagen zu sehen, um diese Beobachtung machen zu können, doch sollte man soviel von Physik verstehen, um sich vorstellen zu können, daß Eisen im Gebrauch blank bleibt. Schließlich sind auch Radkanten und die Oberfläche der Schienen bei der Eisenbahn stets blank, weil ihre Benutzung die Bildung von Rost verhindert.

Erwin Ortmann

LITERATUR

Horst Heynert: Zwischen Ostsee und Erzgebirge. Landschaften unserer Heimat und ihre Pflanzen. VEB F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig 1981. 184 Seiten mit 177 farbigen Abbildungen, Ganzleinen 32,50 Mark.

Dieses mit eigenen Aufnahmen von Prof. Dr. Horst Heynert dem Naturschutz gewidmete hervorragende Buch mit Farbfotos in Drucktechnik von Weltniveau begeistert nicht nur die Heimat- und Naturfreunde, sondern läßt auch das Herz des Dioramenbauers hochschlagen. Er findet hier die schönsten charakteristischen Landschaftsbilder von der Küste bis zu den Mittelgebirgen, ideale Vorlagen für Hintergründe und Umweltgestaltung.

Paul Gränz/Peter Kirchberg: Ahnen unserer Autos. Eine technisch-historische Dokumentation. 3. überarbeitete Auflage, transpress VEB Verlag für Verkehrswesen Berlin 1980. 232 Seiten mit über 400 Abbildungen, davon 29 farbig. Zellophanierter Pappeinband 19,80 Mark.

Da ist ein Buch, das Oldtimerfans schon vor Jahren begeistert hat, nun aufs Neue erschienen und dank zahlreicher Zuschriften von Lesern mit vielen neuen Aufnahmen versehen. Zinnfigurenfreunde, die sich der Darstellung der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts widmen, finden alle Modelle der Kraftwagen vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1939/45.

Alexander Buchner: Bunte Welt der Musikinstrumente. Artia Prag 1981. 352 Seiten mit 413 Abbildungen, davon 199 farbig, sowie 160 Zeichnungen. Ganzleinen 37,00 Mark.

Der Leiter der Musik- und dann der Theaterabteilung des Prager Nationalmuseums gibt in diesem Werk einen umfassenden Überblick der historischen Entwicklung der Musikinstrumente von der Frühzeit bis zur Gegenwart und berücksichtigt dabei alle Länder der Erde.

Autorenkollektiv: Berlin. 800 Jahre Geschichte in Wort und Bild. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1980. 434 Seiten mit über 500 zum großen Teil farbigen Abbildungen, Ganzleinen 38,00 Mark.

Die zahlreichen zeitgenössischen Bilder in Farbe geben fruchtbare Anregungen zu kulturgeschichtlichen Dioramen und bewahren vor Fehlern bei der Gestaltung der Umwelt, vor allem, wenn man dazu die von Erik Hühns, Klaus Vetter, Roland Bauer, Henny Maskolat, Hans Maur und Alfred Doil erarbeiteten Texte studiert, in denen unsere heutige Hauptstadt in der Vergangenheit für uns lebendig wird.

August Demmin: Encyclopädie der Schriftkunde, Bilderkunde, Wappenkunde, geistlichen Trachten, kirchlichen Geräte, Gefäße und dergl., der bürgerlichen und kirchlichen Baukunst, Kriegsbaukunst und Schiffsbaukunst; Neudruck des Zentralantiquariats der DDR, Leipzig 1980, Ganzleinen 58,00 Mark.

Diese wertvolle geschichtliche, archäologische, biographische, chronologische, monogramatische und technische Encyclopädie, die 1877/78 erschien, enthält weit über 1000 Abbildungen als Strichzeichnungen, alle nach Originalen der Zeit gestaltet. Wir finden in dem 574 Seiten starken Band außer den im Titel verzeichneten Gebieten auch Lastenbewegung und Fuhrwesen, Luftschifffahrt, Gartenkunst und Straßenschmuck, Baukunst in Amerika, China, Japan, Ägypten und Ostindien. Das Buch ist ein unerschöpfliches Nachschlagewerk und gibt ziemlich auf alle Fragen auch nach den kleinen Dingen des Alltags früherer Zeiten Auskunft.

Heinz Bergschicker: Deutsche Chronik 1933—1945. Ein Zeitbild der faschistischen Diktatur. Wissenschaftliche Beratung Dr. sc. Olaf Groehler. Verlag der Nation, Berlin 1981. Über 1400 Fotos und Auszüge aus etwa 500 Dokumenten und 100 Chroniken. Ein umfangreiches Register von 40 Seiten erschien in einem Sonderheft. 544 Seiten, Ganzleinen 49,50 Mark.

Im Vorwort heißt es „... ist in diesem Buch nicht nur von Naziführern, sondern auch von Monopolherren die Rede, nicht nur Konzentrationslagern und Kriegen, sondern auch von Manipulation und Korruption. Geschildert werden Leben und Verhalten eines vom vielfach gewiesenen Weg humanistischer Bewährung gestoßenen Volkes. Berichtet wird nicht zuletzt

vom verzweifelt-hoffnungsvollen Kampf derer, auf die allein sich ein Deutscher noch heute berufen kann, wenn in einer einmal fast verbrannten Welt über sein neues Tun und Wollen geurteilt wird." Die Fülle des dokumentarischen Materials und die zahlreichen, zum Teil bisher nicht veröffentlichten Fotos sind unbestechliche Quellen für alle, die sich mit der Arbeiterbewegung in den folgenschwersten Jahren der deutschen Geschichte beschäftigen. – Dem Vorhaben, noch zwei Bände über die vorangegangenen Zeitabschnitte zu erarbeiten, wünschen wir aus eigenem Interesse den besten Erfolg.

Autorenkollektiv: Schicksale deutscher Baudenkmäler im zweiten Weltkrieg. Eine Dokumentation der Schäden und Totalverluste auf dem Gebiet der DDR. 544 Seiten mit 2040 Abbildungen, 2 Bände. Henschelverlag Kunst und Gesellschaft, Berlin 1980. Ganzleinen 140,00 Mark.

Der Titel sagt alles über den Inhalt, der für uns besonders wertvoll ist durch Abbildungen und Beschreibungen der im zweiten Weltkrieg zerstörten Bauwerke, so daß wir sie für unsere Dioramen einwandfrei rekonstruieren können.

Manfred Weißbecker: Flucht nach Weimar 1918/1919. Illustrierte historische Hefte Nr. 25. Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1981. 44 Seiten 3,50 Mark.

Wolfgang Ruge: Weimar – Republik auf Zeit. Mit 31 Abbildungen. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1980. 342 Seiten, Pappband 11,80 Mark.

Diese beiden wertvollen Neuerscheinungen beschäftigen sich mit den Vorgängen um die Weimarer Republik an Hand der Dokumente und anderer zeitgenössischer Zeugnisse in Wort und Bild. Um Vorgänge dieser Zeit in Schaubildern wahrheitsgetreu und objektiv zu schildern, ist das Studium der neuesten Erkenntnisse unerlässlich.

Burchard Brentjes: Völker an Euphrat und Tigris. Koehler & Amelang, Leipzig 1981. Mit 10 Farbtafeln, 216 Abbildungen auf Tafeln und vielen Abbildungen im Text. 262 Seiten, Pappband 21,50 Mark.

Welch wertvolles Material die Bücher von Professor Brentjes für alle Freunde der vorderasiatischen Kulturen in jeder Hinsicht bieten, wissen wir und greifen deshalb voller Freude auch nach diesem neuen

Band, der in Text, Bild und Plänen uns ein genaues Bild von Leben und Umwelt der Völker im Zweistromland durch die Jahrtausende gibt.

Autorenkollektiv: Griechische Geschichte bis 146 v. u. Z. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1981. 292 Seiten mit 105 Abbildungen und 13 Karten. Ganzleinen 22,00 Mark.

Die neuesten Erkenntnisse und modernsten Methoden der Geschichtswissenschaft liegen diesem Gemeinschaftswerk von Historikern, Philologen, Epigraphikern, Numismatikern, Archäologen und Mykenologen zugrunde. Es entstand ein Hochschullehrbuch, das allen am alten Griechenland Interessierten von großem Nutzen ist. Im Gegensatz zu älteren Arbeiten über dieses Thema ist neben den neuen Forschungen auf allen Gebieten – auch die Arbeiten des Kollektivs der beiden jüngst erschienenen Bände „Kulturgeschichte der Antike“ wurden herangezogen – vor allem die soziale Lage der Bevölkerung untersucht worden.

B. Rubkin: British Museum London. Isobrazitelnoye Iskusstvo, Moskau 1980. In russischer Sprache mit englischen Bildtexten. 167 Abbildungen auf Tafeln und zahlreiche Bilder im Text. Ganzleinen 73,50 Mark.

In großformatigen Fotowiedergaben, zum Teil farbig, werden uns in diesem Prachtband die Schätze des Britischen Museums vorgestellt, die uns bei den Kunstwerken Einzelheiten erkennen lassen, die wir sonst ähnlichen Abbildungen bisher nicht entnehmen konnten. Es handelt sich meist um Gegenstände aus dem Altertum und aus der Antike. Auch das Mittelalter Europas und Afrikas ist vertreten. Ägyptische Fresken und Statuen, die vollständige „Standarte von Ur“, assyrische Reliefs von Jagd- und Kampfszenen – überall ist die richtige Schildhalterung zu erkennen – griechische und römische Plastiken, das ist nur eine kleine Auswahl des reichhaltigen Materials, das besonders für die Schaffung neuer Zinnfigurentypen von größtem Wert ist.

Erwin Ortmann

NEUE FIGUREN

In den ersten beiden Reihen und der ersten Figur der dritten Reihe stellen wir neue Typen von Gerald Nadebor aus Dessau vor, die über Martin Andrä, 4500 Dessau, Eduardstraße 25, zu beziehen sind. Es handelt sich um römische Legionsartillerie, zwei Katapulte RS 3 Enthytonon, RS 2 Palintonon und RS 1 Onager mit Bedienungsmannschaft aus der Trojanzeit: RS 4 Pfeil auflegend, RS 5 und 6 spannend, RS 7 Abschluß beobachtend und RS 8 Projektil tragend. Die Gruppe R 3 stellt die Errichtung eines Trophäums, eines Siegeszeichens, dar. Die Legionare dazu sind etwas zeitlos gehalten und lassen sich von Trajan bis ins 3. Jahrhundert verwenden. Die Figuren sind flach und zierlich gehalten. Die Helme entsprechen zwar dem bisher bei Zinnfiguren üblichen Muster, sollten aber in Zukunft doch richtiger nach den Ausgrabungsfunden gestaltet werden. Eine Nachgravur der Artilleristen in dieser Hinsicht könnte die Figuren noch verbessern.

Von Martin Andrä werden selbst gezeichnete und gravierte Figuren aus der Periode der nationalen Befreiungskriege von 1812/13 bis 1815 vorgelegt. Es handelt sich um Serien, die einmal die französische Garde-Artillerie zu Fuß, die ostpreußische Nationalkavallerie im Angriff und zum anderen die sächsische reitende Artillerie darstellen. Weiterhin wird als Einzelfigur ein Offizier des bayrischen Train in Großformat vorgestellt.

Die Periode wurde bereits ergiebig von den großen Meistern der Gravur bearbeitet und weist doch noch offene Themen aus. Die vorgelegten Figuren zeigen zum großen Teil gelungene Zeichnungen und zeigen vor allem Mut zur Bewegungsvielfalt. Allerdings liegen da auch die häufigsten Mängel. Hier kommen proportional nicht immer einwandfreie und auch anatomisch noch unvollkommene Typen vor. Es scheint angebracht, daß man bei Serien eventuell nicht vollkommen gelungene Figuren zurückhält und später durch nachgravierte Typen, die eine höhere Qualität aufweisen, vervollständigt.

Allgemein wünschenswert wäre auch, wenn die Figuren in der Herausarbeitung

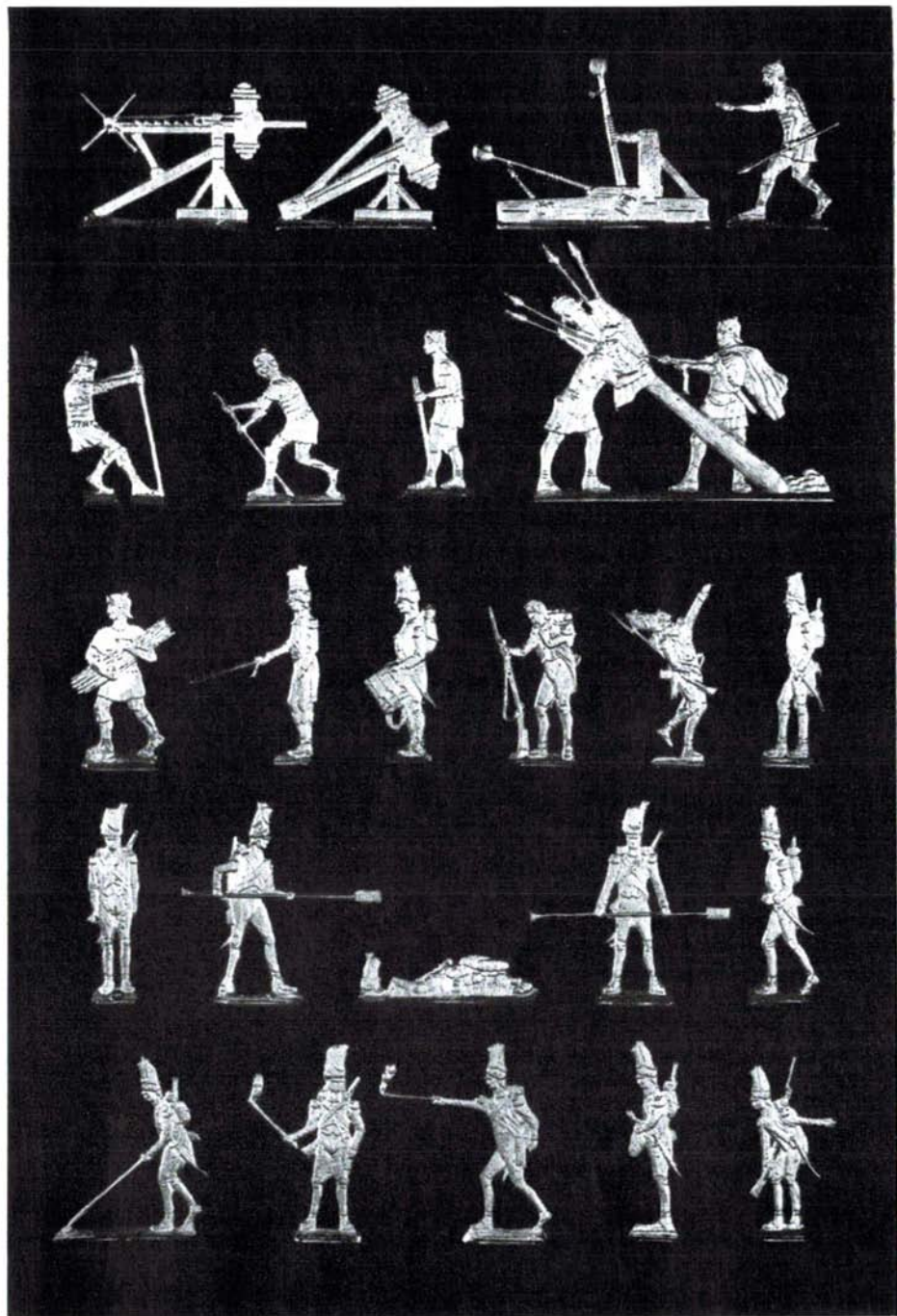
der notwendigen Konturen Verbesserungen erfahren würden, wobei auch sehr auf die richtigen Abmessungen der Ausrüstung und **Bewehrung** zu achten ist. Für die Fußfiguren als auch für die Reiter könnte durch eine intensivere Beschäftigung mit den Gesichtspartien der Ausdruck des Dargestellten noch gewinnen, gegenwärtig sind sie noch sehr ungenau graviert. Die Pferde und Pferdeguppen garantieren ohne weiteres eine Verwendungsvielfalt. Auch bei den Pferdetypen, die oft sehr gute Haltungen zeigen, ist darauf zu achten, daß der jeweilige Typ nicht durch zu starke Hals- und zu große Kopfpartien verlorengeht.

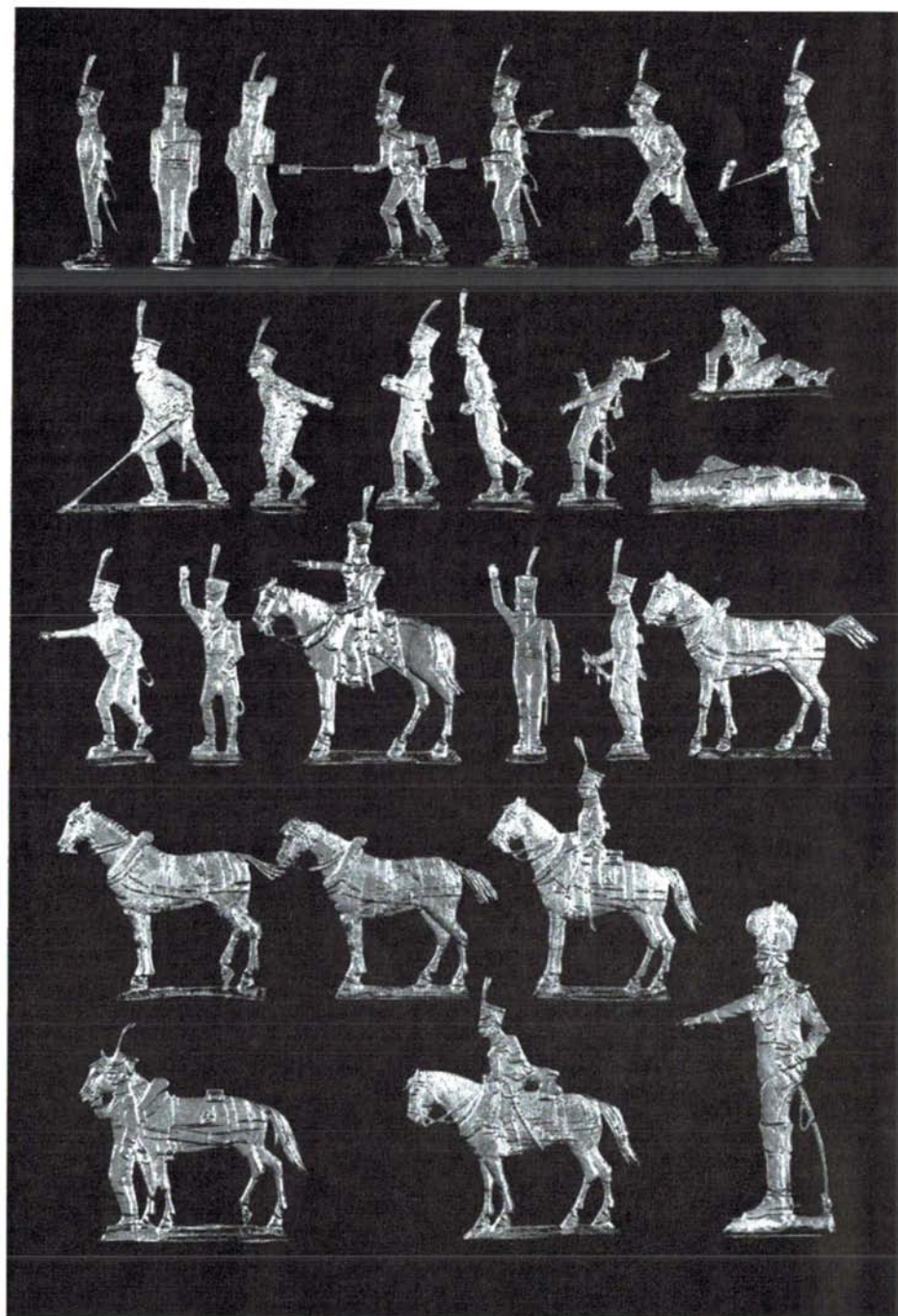
Zusammenfassend kann gesagt werden, unter Beachtung aller noch vorhandenen Disproportionen sind die Figuren durchaus brauchbar und können in Ausstellungen und Dioramen Lücken schließen. Dem Graveur können bereits gute Fähigkeiten bescheinigt werden, und auf eine höhere Qualität der nächsten Figuren wollen wir alle hoffen.

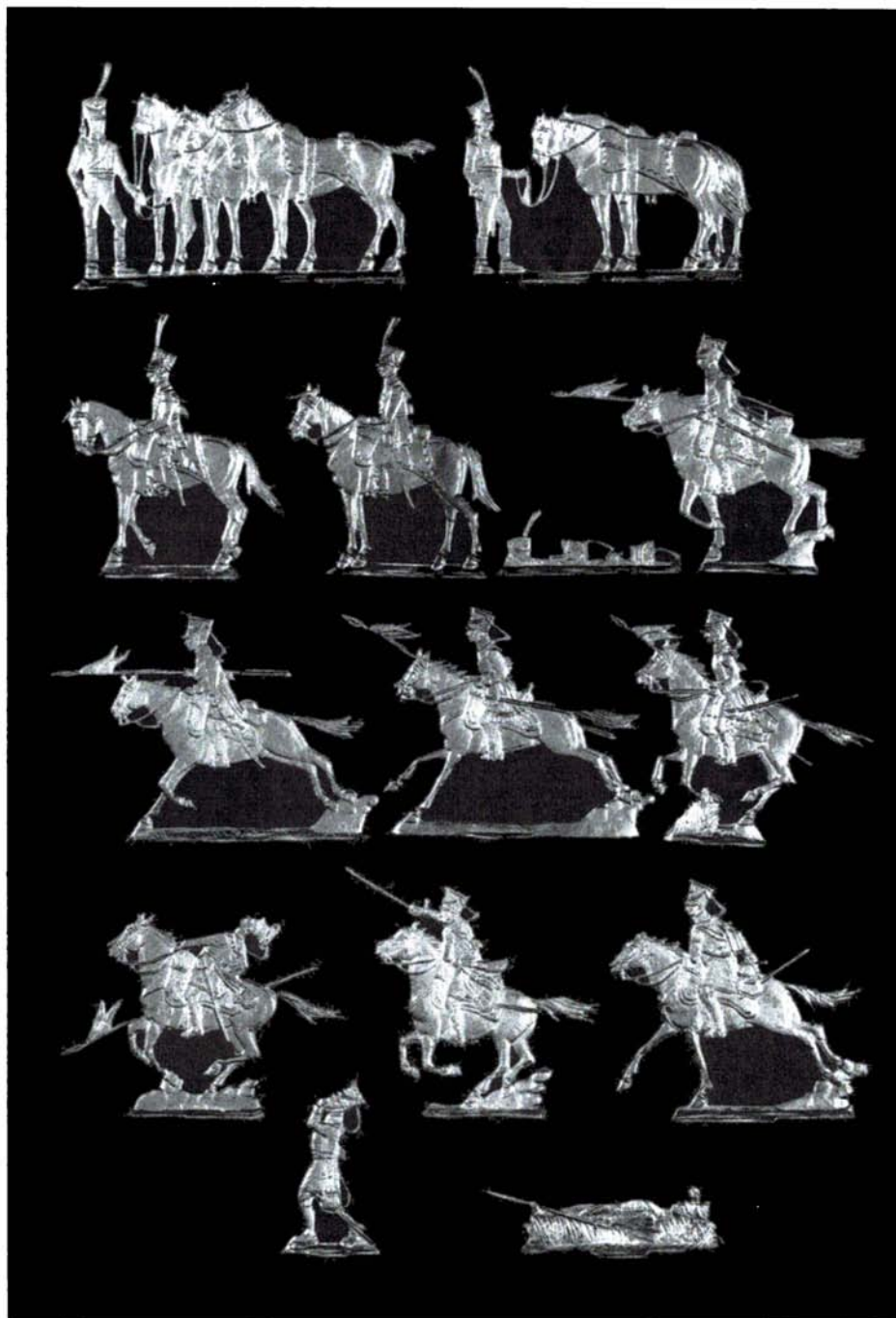
Im einzelnen sind auf **Tafel 1** abgebildet: 3. Reihe: Französische Garde-Fuß-Artillerie VII 1 Offizier Anweisung gebend, 2 Trommler, 3 Verwundeter, 4 Fallender, 8 Kanonier profil; 4. Reihe: 9 Kanonier frontal, 7 mit Wischer in Tätigkeit, 5 Toter, 6 mit Wischer, 10 Geschöß tragend; 5. Reihe: 11 Kanonier mit Hebebaum, 12 mit Lunte, 13 mit Lunte zündend, 14 mit Kartuschnister, 15 Richtkanonier.

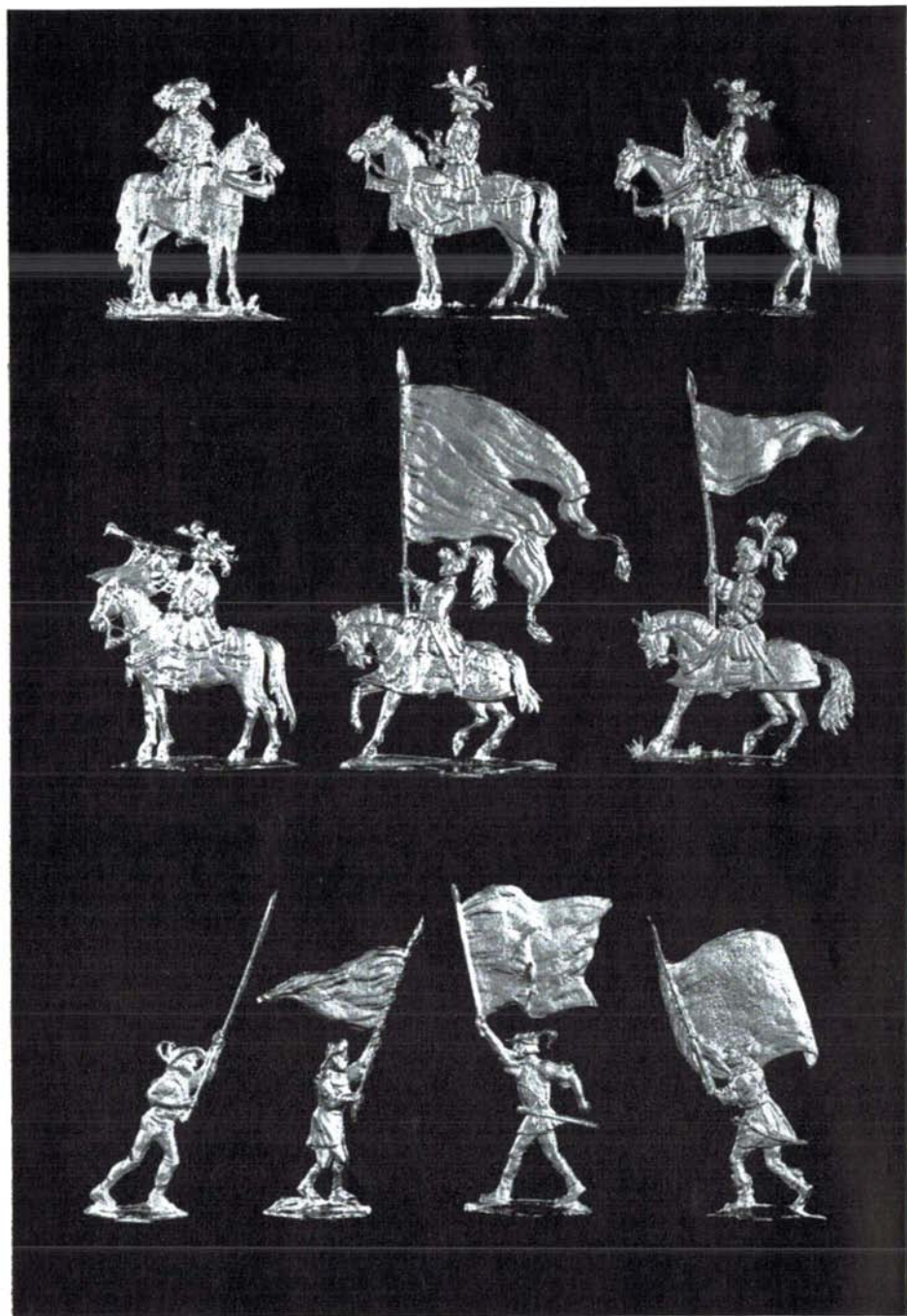
Auf **Tafel 2** die Sächsische Reitende Artillerie 1812–15, 1. Reihe: V 1 Kanonier profil stehend, 2 frontal stehend, 3 mit Wischer, 4 mit Wischer in Tätigkeit, 5 mit Kartuschnister, 6 mit Lunte zündend, 7 mit Lunte stehend; 2. Reihe: 8 mit Hebebaum, 9 Richtkanonier, 10 Granate einführend, 11 Granate tragend, 12 Fallender, 13 Verwundeter, 14 Toter; 3. Reihe: 15 Richtkanonier Zündloch zuhaltend, 16 Offizier kommandierend abgesehen, 17 Offizier aufgessen, 18 Unteroffizier kommandierend, 19 Trompeter abgesehen, 20 Handpferd I; 4. Reihe: 21 Handpferd II, 22 Handpferd III, 23 Sattelpferd mit Trainfahrer I; 5. Reihe: 24 Sattelpferd mit Trainfahrer II, 25 ebenfalls Type III; Großfigur bayrischer Trainoffizier.

Auf **Tafel 3** setzt sich die sächsische Artillerie fort: 1. Reihe: V 26 Pferdehalter mit drei Pferden, 27 Pferdehalter mit zwei Pferden; 2. Reihe: 28 Major, 29 Offizier des Artillerie-Train-Bataillons, 30 drei im Grase liegende Tschakos. Mit dem nächsten Reiter beginnt die Serie des ostpreußischen National-Kavallerie-Regiments im Angriff:









III 9 Ulan; 3. Reihe: III 10, 11, 12 Ulanen; 4. Reihe: 13 Ulan fallend, 14 Offizier, 15 Trompeter; 5. Reihe: 16 Ulan verwundet, 17 Ulan tot.

Reinhold Müller und Erwin Ortman

Horst und Florian Wilke, Vater und Sohn, 1240 Fürstenwalde, Heinrich-Heine-Straße 34, legten 1980 wieder zahlreiche Neugravuren auf den Tisch des Zinnfigurenfreundes. Auf **Tafel 4** sehen wir sechs Typen zur Abrundung der Serie Renaissance-Ritter im Halt: 1'1 Feldhauptmann ohne Rüstung, 2 Kesselpauker, 3 Trompeter Fanfare abgesetzt, 4 Trompeter Fanfare blasend, 5 große Ritterfahne, 6 kleinere Ritterfahne (Rennfähnlein). Entwurf und Gravur Florian Wilke. Diese Figuren ersetzen die bisher unter den gleichen Nummern gelaufenen Stadtknechte (Anfangsfiguren in Dachschiefer), die nicht mehr abgegossen werden. Die neuen Ritter sind sehr kräftig graviert, die Pferde etwas zu klein, so daß sie sich sehr von den bisherigen Typen unterscheiden. Die Figuren der letzten Reihe der **Tafel 4** werden unten besprochen.

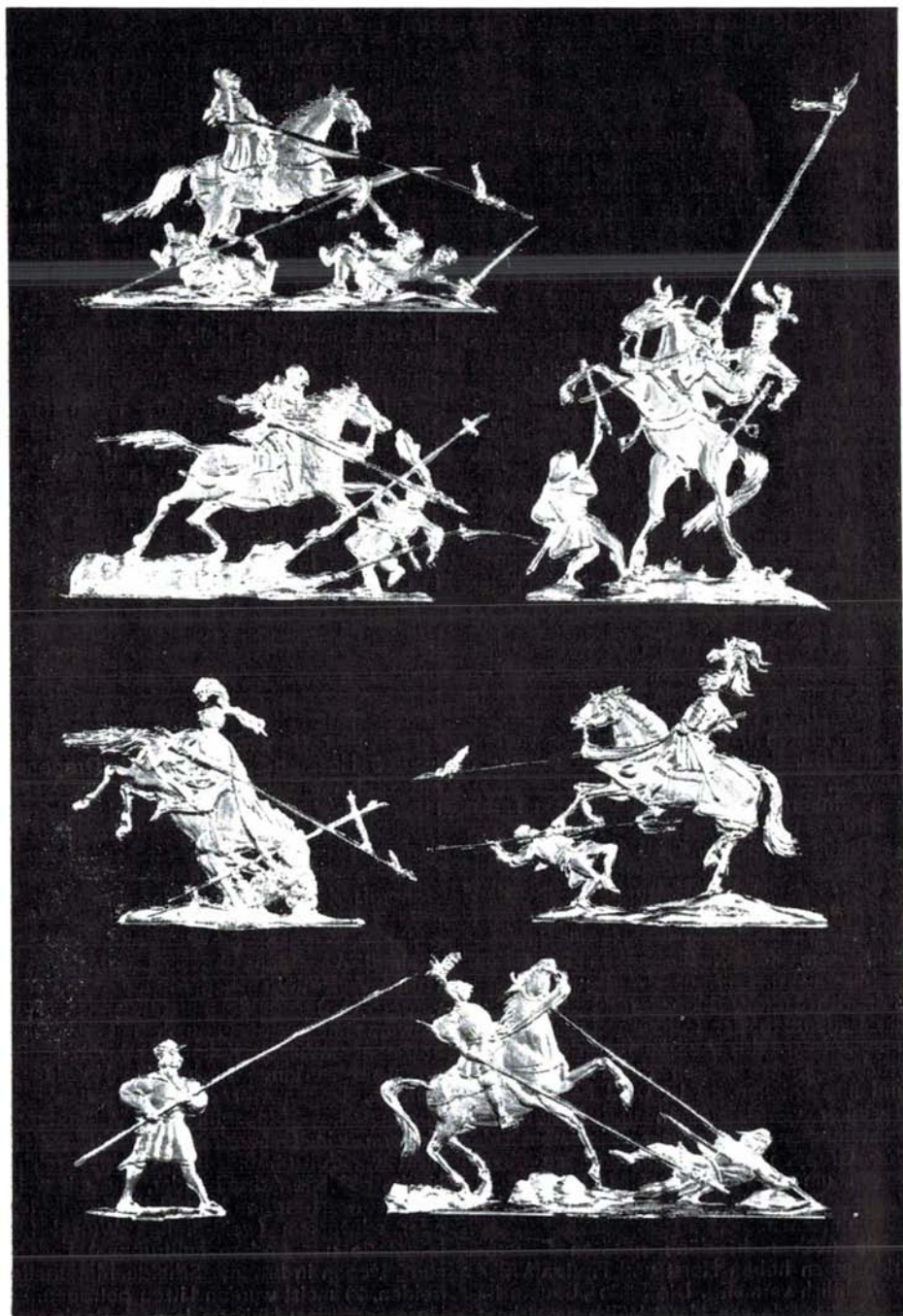
Auf **Tafel 5** sind sechs Gruppen „Ritter überreiten Bauern“ abgebildet, die Florian Wilke nach eigenen Entwürfen schuf. Sie sind für Schlachten und Gefechte gedacht wie Leipzig, Wurzach, Böblingen, Königshofen. In der ersten Reihe sehen wir Gruppe I/69, in der zweiten I/72 und 71 in der dritten I/73 und 74, in der vierten Reihe I/70, links unten 178, ein Bauer in Abwehr. — Die wildbewegten Kompositionen erinnern sehr an die berühmten Figurengruppen der Firma Heinrichsen, die jeder Schlachtenpackung als Krönung beilagen, sozusagen als grausame Romantik blutiger Auseinandersetzungen. In den Wilkeschen Gruppen fallen meist Bauern und Ritter gemeinsam wie Heroen in aussichtslosem Kampf. Sie sagen über den „robusten Vandalismus des Bauernkriegs“ (Friedrich Engels) hinaus nichts aus über die Bedeutung der frühbürgerlichen Revolution, über das Aufbäumen der unterdrückten Klasse gegen die Herrschenden und ihre Lakaien. Es ist wohl besser, dem Gestalter von Dioramen und Schlachtenaufstellungen selbst das Arrangement solcher Gruppen aus Einzelfiguren zu überlassen, um die Aussage seiner Darstellung der jeweiligen Situation entsprechend sichtbar zu machen.

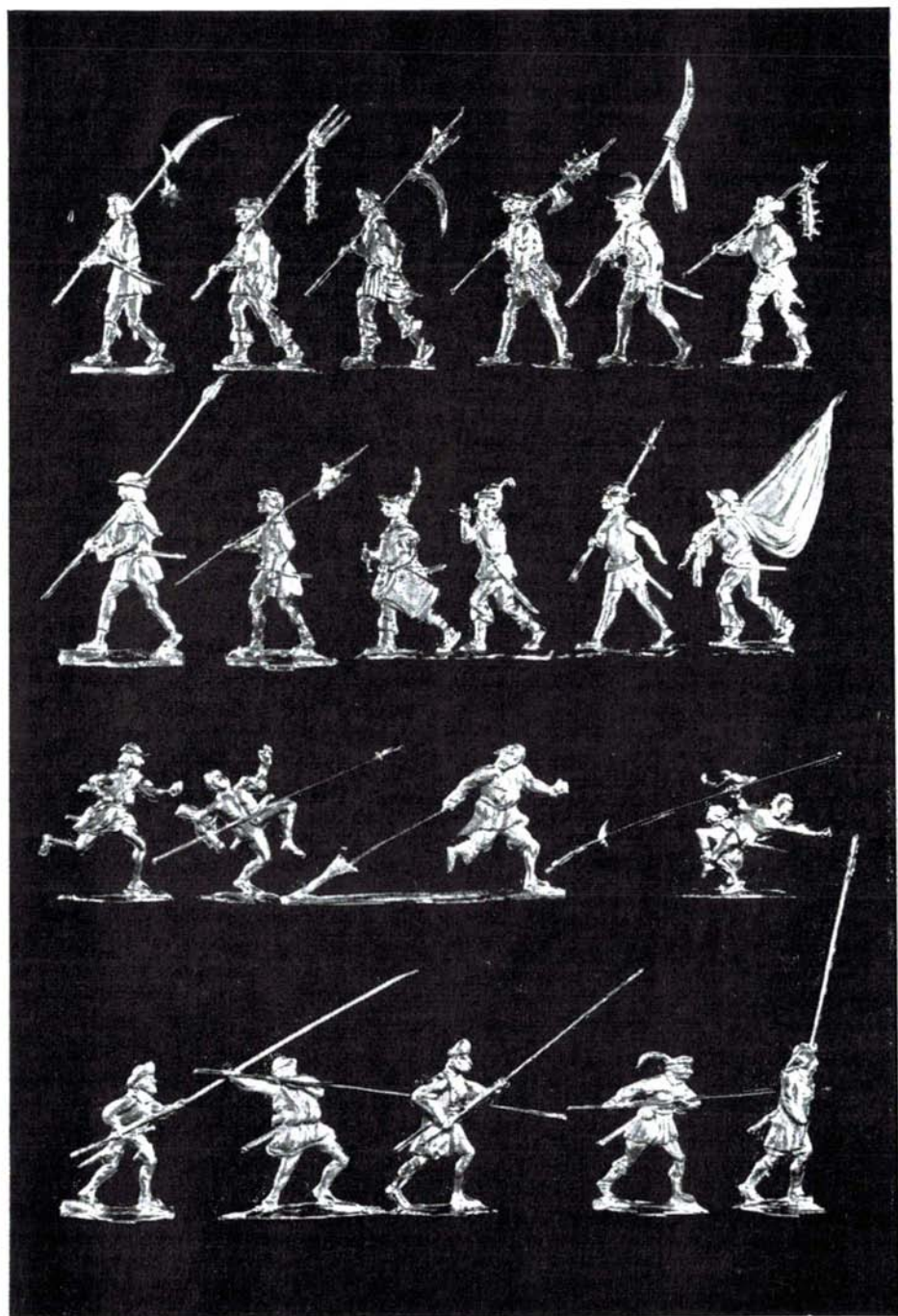
Die noch recht dünn gesäten Bauernkriegstypen haben Horst und Florian Wilke beträchtlich vermehrt. Die Serie „Bauern im Marsch“ wurde von Horst Wilke gezeichnet

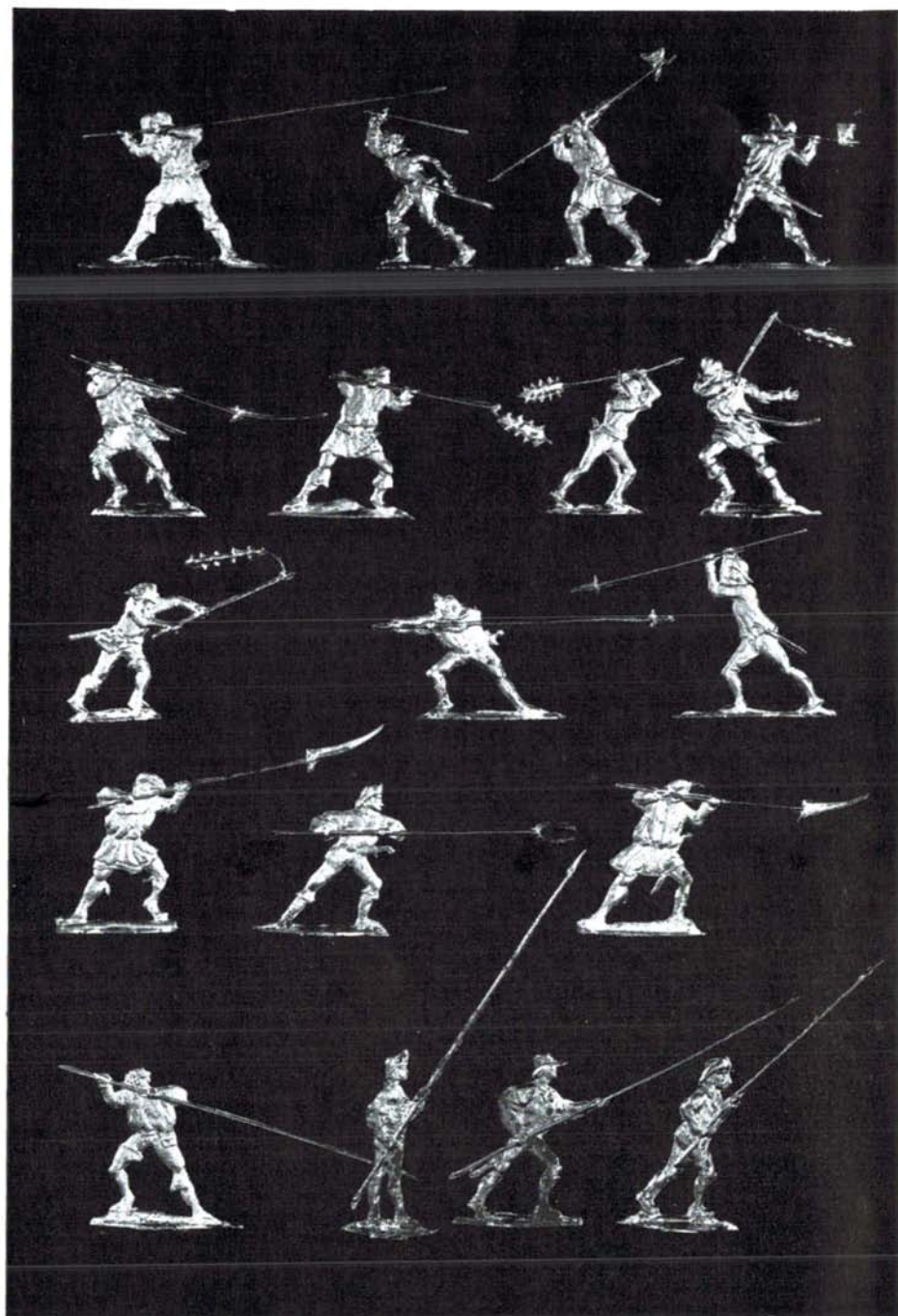
und von Florian Wilke graviert. Sie besteht zum großen Teil aus Kombinationsfiguren, so daß man zwischen verschiedenen Waffen wählen kann. Die „Bauern im Kampf“ wurden von Florian Wilke nach eigenen Entwürfen graviert. Alle diese Figuren sind ausgezeichnet aufgefaßt in ihrem entschlossenen Kampf gegen ihre Unterdrücker, wenn auch die Kampftypen in vielen Fällen die Anatomie verleugnen. Erstmals ist erfaßt worden, daß die Mehrzahl der Bauern Spießträger waren, wie es der Kampfesweise dieser Zeit entsprach. Schließlich war es auch für den Dorfschmied als Waffenproduzent leichter, Lanzen spitzen herzustellen als komplizierte Hellebarden, die meist aus dem Arsenal der Landesdefension stammten oder Beutestücke waren.

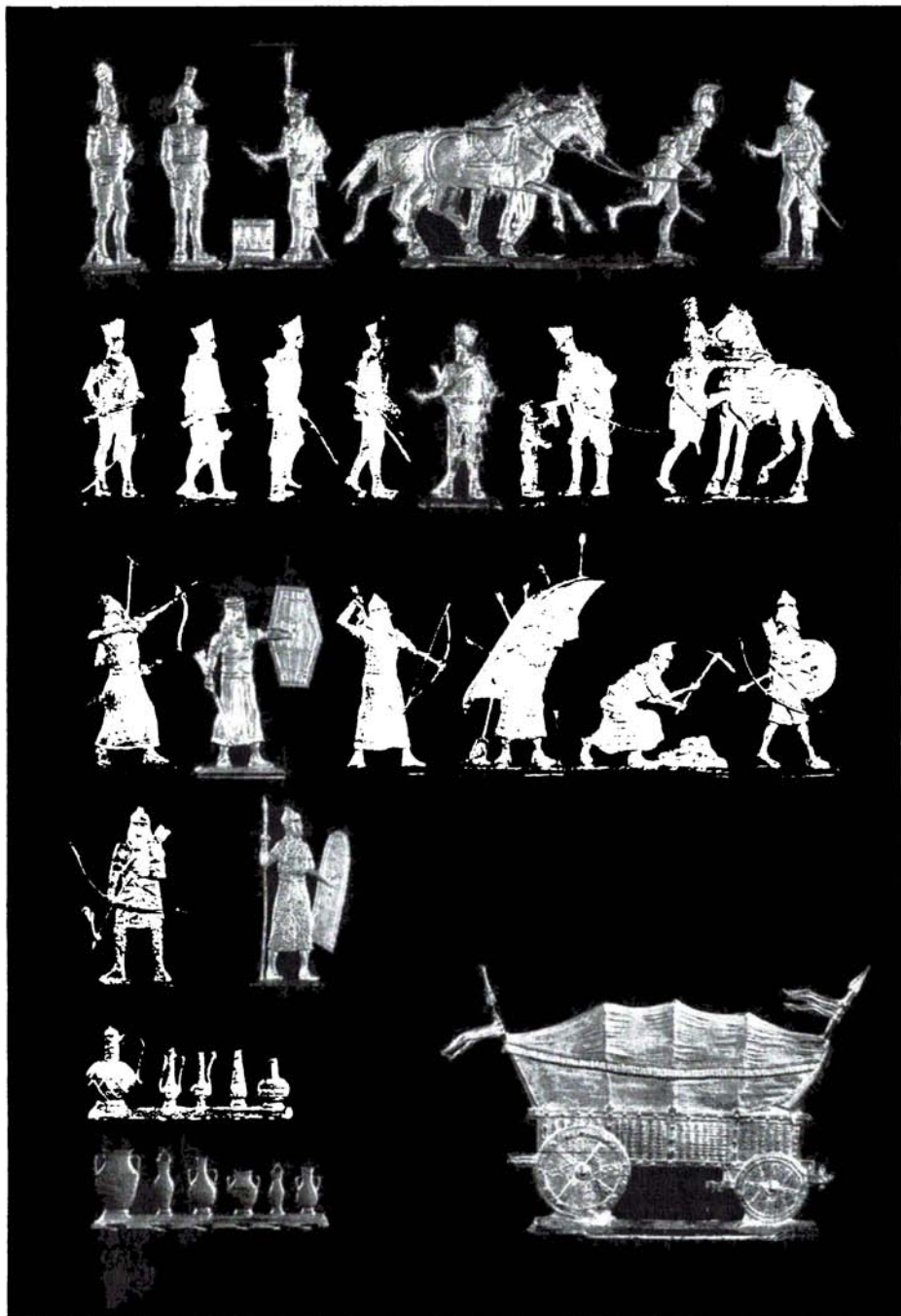
Auf **Tafel 4** unten sind die Typen I'178, 183, 184 und 185 abgebildet, auf **Tafel 6** in der ersten Reihe I/142 bis 147, in der zweiten Reihe 148 bis 153, in der dritten Reihe 154 bis 157, in der vierten 158, 160, 177, 159 und 179. Auf **Tafel 7** finden wir in der ersten Reihe 161 bis 164, in der zweiten 165 bis 168, in der dritten 169, 171 und 170, in der letzten 175, 176, 182 und 181.

Martin Andrä, 4500 Dessau, Eduardstraße 25, zeichnete und gravierte nach dem Rundgemälde „Die Schlacht bei Borodino“ von F. A. Rubo den russischen Stab bei dem Dorf Semjonowskaja am 7. September 1812. Die erste Zeile auf **Tafel 8** zeigt VIII/1 General Dochturow, 2 Adjutant, 3 Husaren-Stabsoffizier, 5 Dragoner mit drei Pferden laufend und als letzte Figur auf der zweiten Reihe 4 Adjutant aufsteigend. — Bundesfreund Thomas S. Senf aus Leipzig stellte für diesen Stab folgende Bemalungsangaben zusammen. General: Hosen weiß oder grau, Frack grün mit roten brandenburgischen Aufschlägen, Kragen, Schößen und Vorstoß; zweimal 6 goldene Knöpfe; auf Kragen, Patten, Aufschlägen und Taschenpatten (rot vorgestoßen) goldene Stickerei; Hut schwarz mit weißem Busch mit schwarz-oranger Wurzel, Kokarde schwarz-weiß-orange (von innen nach außen) goldene Agraffe, Degen war dem General selbst überlassen. — Stabsoffiziere (Adjutanten): Uniform wie General, nur 1) Stickereien nicht vorschriftsmäßig und weniger reichhaltig, goldene Achselbänder, Hut mit weißem (schwarz-orange Wurzel für Kavallerie) oder schwarzem (weiß-orange Wurzel für Infanterie und andere Fußtruppen) Federstutz, Degen in brauner Scheide, Metallteile golden, 2) meist wurden Litzen getragen. — Husarenoffizier: Uniform je nach Regiment,









Verzierungen entsprechend der Knopffarbe, reichhaltig silberne oder goldene Schnur, Lederzeug rotjuchten, silbern oder golden eingefäßt; Kartusche aus verschiedenfarbigem Lederbesatz mit Metalladler und Metalleinrahmung in Knopffarbe; Tschako/Kiwer schwarz mit Behang aus knopffarbenerm Behang, vorn schwarz-orange National, darüber Pompon in Knopffarbe, schwarzer Stutz, Säbel silbern. — Dragoner: Frack grün, Hose grau, Aufschläge, Kragen, Schoßumschläge, Knöpfe je nach Regiment, Lederzeug weiß, Helm schwarz mit schwarzem Roßhaarkamm, vorn Messingbeschlag, Säbel in Lederscheide. — Schabracken und Schabrunken: General schwarzes Lammfell mit Andreasstern, Adjutanten grün mit gelber oder goldener Einfassung und dem Namenszug des Zaren auf der Schabrunke und in der hinteren Ecke der Schabracke. — Diese Angaben sind sehr allgemein gehalten und beziehen sich nur indirekt auf die Figuren, da diese sich auch gut für andere Darstellungen eignen. Zum Beispiel läßt sich der Dragoner auch für die reitende Artillerie verwenden, bei entsprechender Veränderung der Schabracken der Pferde.

Die übrigen Typen von Andrä sind abgessene preußische Husaren 1809 bis 1815, und zwar als letzter der ersten Reihe IX 1 Offizier mit Pistole, auf der 2. Reihe 2 und 3 Husar Karabiner erhoben, 4 und 5 Husar gehend, 6 Pferdehalter ohne Pferde, 7 Husar mit kleinem Jungen. Die Figuren sind flach und gut graviert. Die Husarentypen sind für ein Diorama der Fachgruppe Dessau geschaffen worden, das den Druck des Schillischen Aufrufs 1809 in Dessau erzählt. Dargestellt ist die Szene, in der Leutnant Bärsch den Polizeichef von Dessau mit der Waffe bedroht, um die Fortsetzung der Arbeiten zu erzwingen.

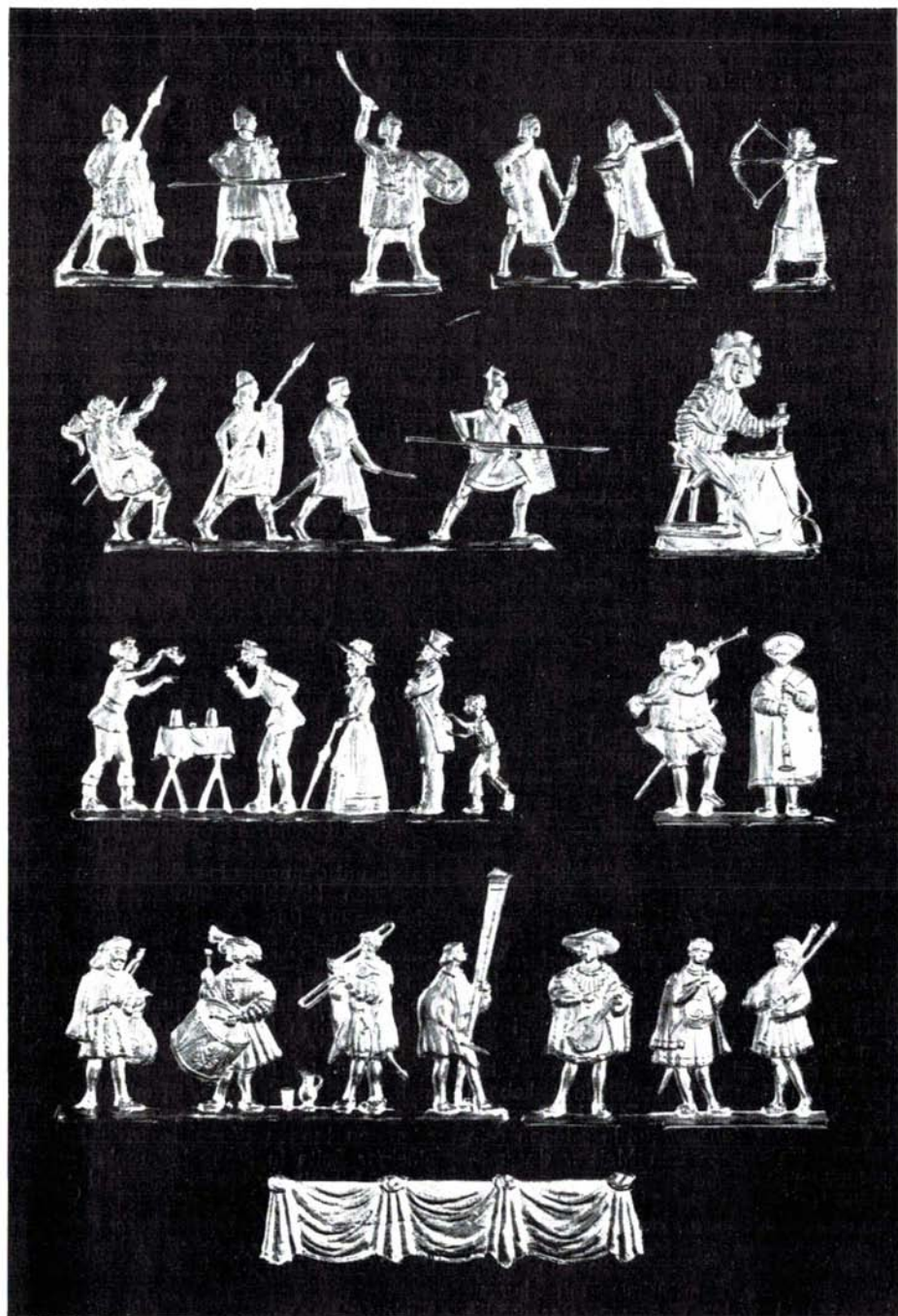
In der dritten und vierten Reihe sehen wir neue Assyrentypen, von Frank Bähr gezeichnet und von Gerald Nadebor, Dessau (zu beziehen bei Martin Andrä) in bekannt zierlicher Art sehr sauber und akkurat graviert. Der gewissen Steifheit der Bewegung sieht man die gut kopierten Vorlagen auf den zeitgenössischen Reliefs an, vielleicht aber auch dadurch das echte Verhalten der assyrischen Krieger in ihren doch wohl etwas unbequemen langen Panzerhemden. Deutlich ist die richtige Schildhaltung dargestellt. Die Figuren tragen in der Reihenfolge der Abbildungen die Nummern As 1, 2 (hier kann man den Schild, mit der Fürst 1 gedeckt wird, leicht nach vorn knicken), 3, 4, 5, 7, 6 und 8. — Die beiden von Martin Andrä gravierten Reihen orientalischer und

antiker Krüge und Vasen wurden auf Anregung von Dr. Gerhard Machut geschaffen und sind vielseitig verwendbar. Es wäre sehr verdienstvoll, wenn mehr an solch notwendiges Beiwerk für alle Epochen gedacht würde.

Der unten rechts abgebildete Troßwagen, für die Kreuzzüge des 12. Jahrhunderts gedacht, und von Hermann Kaiser für Horst Tylinski, 1100 Berlin, Achtermannstraße 53, graviert, wird noch berichtigt, da bei den Wagen der Drehschemel an der Vorderachse erst ab 15. Jahrhundert nachweisbar ist. Die Räder der Vorder- und der Hinterachse müssen also gleich groß sein, was sich auch im 16. und 17. Jahrhundert kaum änderte. Erst an den Kutschen des 18. Jahrhunderts werden die Räder der Vorderachse extrem klein, damit sie beim Wenden in engen Höfen unter dem Wagengestell hindurchlaufen konnten.

Tafel 9: Dr. Horst Neumeister, 4107 Nauen-dorf II (Saalkreis), legt neue Typen zum Altertum, Sumerer, vor. Es sind in der ersten Reihe Nummer 7 Krieger Lanze hoch vorgehend, 8 Lanze waagrecht und 9 Anführer. Nach früherer Rücksprache mit Professor Brentjes hat Dr. Neumeister die Lanzen kürzer gehalten als sie bei den alten Gottsteyntypen gestaltet wurden. Leider ist die Schildhalterung des Anführers nicht richtig. Es handelt sich um einen leichten Schild mit Mittelbuckel zum Schutz der Hand, die den Schild nur am Mittelgriff hielt. Die anderen Typen in der 1. und 2. Reihe zeigen Hethiter, bei denen es mangels genügend zeitgenössischer Vorlagen immer noch Probleme gibt. Wir sehen Nummer 25 Bogner Pfeil nehmend, 24 Bogner nach Abschluß, 23 Bogner anlegend, einen fallenden Krieger ohne Nummer, 22 Krieger Lanze hoch vorgehend, 26 Bogner vorgehend, 27 Krieger Lanze waagrecht.

Die letzte Figur in der zweiten Reihe zeigt einen von Helmut Braune, 8250 Meißner, Pfarrgasse 4, mit viel Liebe und großem Können gravierten Münzpräger aus dem 16. Jahrhundert, der anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Meißner Fachgruppe Numismatik 1980 entstand. Besonders bemerkenswert ist, daß hier eine leider immer noch übliche Verballhornung der Perspektive vermieden wurde. Man blickt von vorn und von hinten auf den Prägestock und in die Schüssel, wie es natürlich ist, denn der Blickwinkel des Betrachters verändert sich ja nicht, kann also gar nicht tiefer liegen. Hoffentlich macht dieses gute Beispiel Schule, damit man keine Figuren mehr bekommt, bei denen man auf



einer Seite auf den Tisch und auf der anderen Seite unter den Tisch sieht.

Helmut Braune gestaltet (3. Reihe) auch wieder eine seiner großartigen Szenen aus dem Kleinkunstbereich, den bedeutenden Vertreter der Zauberkunst Bartholomeo Bosco, der 1863 in seiner Wahlheimat Dresden starb. Helmut Braune schreibt zu der Serie: Zwei seiner Zeitgenossen, der Wiener Zauberkünstler J. N. Hofzinsner und der Pariser Magier Robert-Houdin würdigten Boscos Leistungen wohl am treffendsten. Hofzinsner schrieb: „Bosco besitzt eine Geschicklichkeit der Hände, die unübertrefflich ist. Ich bewunderte sein Becherspiel mehr als hundertmal und verwendete Zeit, Mühe und Geduld, um eine ähnliche Wirkung zu erzielen, vergebens! Ich glaube kaum, daß es je einen zweiten Künstler geben wird, der mit diesem einfachen Trick und Kunststück einen solchen Erfolg haben kann. Boscos Sicherheit und Erfahrung schützen ihn vor jeder Überraschung. Und so ist er der König der Zauberkünstler, der mit seiner stets guten Laune, mit Behendigkeit und Sicherheit alles zu vollbringen vermag. Er ist eben im Besitz eines ausgezeichneten Maschinchens, um das man ihn beneiden könnte. Kein Mechaniker der Welt fertigt es an, es hat weder doppelten Boden, es hat keine Fädchen, und kein Gehilfe ist dazu nötig. Und dieses kleine Maschinchen ist seine Hand!“ Robert-Houdin äußerte sich: „Bosco ist zweifellos derjenige von uns Zaubernern, der den größten Erfolg im Spiel mit Bechern und Böllen erzielte.“

Das bewegte Leben des Bartholomeo Bosco möchte ich kurz schildern. In Turin kam er 1793 zur Welt. Er nahm ein Medizinstudium auf. Vor dem Abschluß wurde er Soldat und zog mit der Großen Armee nach Rußland. 1812 bei Borodino verwundet, blieb er zwei Jahre in Gefangenschaft. Im Lager Tobolsk wendete er sich der Zauberkunst zu. Schnell erreichte er die Meisterschaft. Schon 1822 zauberte Bosco am Hofe in Hannover, 1823 in Rußland vor dem Zaren. Bis 1855 zeigte er dem begeisterten Publikum in ganz Europa seine Kunst. Die letzten Jahre seines Lebens wohnte Bosco mit seiner Frau in Dresden. Die Dresdener Zaubrerfreunde pflegen sein Grab und ehren so den Meister der magischen Kunst.

Mit der kleinen Zinnfigurenserie will ich auf unsere Weise an Bartholomeo Bosco erinnern.

Zur Bemalung: Beim Auftritt trug Bosco ein schwarzes Samtjackett mit kurzen Ärmeln und weißem Kragen. Der breite

Gürtel, die Hosen und die Stiefel waren ebenfalls schwarz. Auf dem Tisch lag eine braune Decke, darauf standen die funkelnden polierten Kupferbecher.

Die Zivillfiguren tragen das Kostüm der Zeit um 1825. Auf meiner Vorlage waren die Farben: BB 2 Mütze und Jacke hellkobalt, Hose grau, Schuhe schwarz; BB 3 Hut mattgelb hell, Schleifen karmin-smaragd, Kleid weiß, Bänder längs gestreift smaragd-karmin, Schirm schwarzgrün, schwarzer Griff; BB 4 Zylinder schwarz, Rock blaugrün, Weste hellgrau, Halsbinde weinrot, Hose dunkelbraun, dunkelviolett-braun gestreift, Schuhe schwarz.

Selbstverständlich können diese Farbzusammenstellungen nach Kostümunterlagen und zeitgenössischen Gemälden verändert werden. Sicher finden unsere Sammler in ihrem Fundus auch andere Figuren, die den Zuschauerkreis um den zaubernden Bosco vergrößern können.

Aus der Versenkung aufgetaucht sind die folgenden Typen, die Erwin Ortmann, 5300 Weimar, Thomas-Mann-Straße 5, vor Jahren erwarb und deren Formen beschädigt waren. Es handelt sich um eine Musikkapelle um 1520, geschaffen nach einem anonymen Stich, der den Augsburger Geschlechtertanz darstellt. Die Entwürfe fertigte Kiedorf, Berlin, an, die Gravuren besorgte Helmut Braune. Die Figuren sind stark reliefiert und geben in ihrer Haltung sehr gut Erscheinung und Gesten der damaligen Musikanten mit ihren charakteristischen Instrumenten wieder.

In der Reihenfolge der Abbildungen sehen wir am Ende der 3. und in der 4. Reihe: IV mit dem geraden Zink, einem flötenähnlichen Holzblasinstrument mit Schalltrichter aus Tierhorn, dessen Töne denen von Trompeten ähnelten, VI mit dem Bombart, einem Holzblasinstrument, das durch die Erfindung von Klappen zur Überwindung der Entfernung bis zum tiefsten Griffloch entstehen konnte (der Bombart oder Pommer war ein Vorläufer des Fagotts), V mit der Fiedel, III mit der türkischen Trommel, I mit der Posaune, IX mit dem Trumscheit, auch tromba marina genannt, einem schmalen langen Klangkörper, auf dessen einziger Saite in Flageoletmanier gespielt wurde, VII mit der Laute, VIII mit der Schalmey und II mit der Sackpfeife oder dem Dudelsack. Dazu gibt es noch den ganz unten abgebildeten gerafften Vorhang zur Verkleidung eines Podestes.

Erwin Ortmann

PERSONALIA

Kurz vor Vollendung seines 85. Lebensjahres starb am 23. Februar 1981 unser Bundesfreund

Max Münchow.

Er hat für die Zinnfigur und für die Entwicklung unserer Fachgruppen als langjähriges Mitglied und Ehrenmitglied des Zentralen Fachausschusses sehr viel geleistet und sich große Verdienste erworben, die unter anderem auch mit der Verleihung der Johannes-R.-Becher-Medaille gewürdigt worden sind. Ein großer Kreis der Sammler aus allen Fachgruppen kannte ihn und seine persönliche Bescheidenheit, seinen Humor und seine Fabulierkunst, seine Hilfsbereitschaft und seine Fähigkeit, zuhören zu können, wenn man Rat brauchte. Rat gab er immer uneigennützig und ließ dem Rat oft auch die konkrete Hilfe folgen. Davon legen die Meinungen vieler Bundesfreunde Zeugnis ab, die er nicht nur bei der Beschäftigung mit der Zinnfigur unterstützte und beriet.

Seit Jahrzehnten als äußerst fähiger Fachmann im Modellbau, als Restaurator und Mitarbeiter der Museen tätig und ein Leben lang lehrend, ist es seiner Einsatzbereitschaft, seiner volkskünstlerischen Tätigkeit und seinem nie erlahmenden Fleiß zu verdanken, daß die Zinnfigur in den Nordbezirken der DDR Fuß faßte. Er baute in jahrelanger Arbeit eine Fachgruppe in Schwerin auf, die auf andere Orte ausstrahlte und an diesen Orten zur Bildung von Gruppen führte, die heute eine aktive kulturpolitische Arbeit leisten. Nicht erfaßbar ist die Zahl der von ihm gestalteten Ausstellungen in Museen, Klubhäusern und Gedenkstätten, in denen er die große Zahl der von ihm geschaffenen Dioramen zeigte. Die von den verschiedenen Einrichtungen erworbenen Dioramen werden seinen Namen an die Besucher der kommenden Jahre weitergeben. So wird er uns auch weiterhin bei der Arbeit durch diese seine Werke helfen, mit denen er sich besonders bemühte, revolutionäre Traditionen, entscheiden-

de historische Ereignisse und das Ableben, Leben und Feiern der dörflichen und städtischen Bevölkerung zu zeigen. Weiterhin helfen wird er uns auch durch die große Zahl von ihm selbst entworfener und gravierter Figuren, die in den gleichen Themen angesiedelt sind. Den Sammlern und Fachgruppen des Kulturbundes der DDR wird es mit diesen Figuren möglich sein, noch manches Diorama zu den Ausstellungen zu gestalten, mit denen sie ihrer kulturpolitischen Aufgabe gerecht werden können, indem sie eine aktive Geschichtspromaganda treiben. In unverkennbarer Handschrift als Gravuren, manchmal etwas eigenwillig, hinterließ er uns seine Typen, die sich durch Bewegtheit und innere Dynamik auszeichnen, obgleich sie sich nicht sofort jedem auf den ersten Blick erschließen. Sie zeugen von der Größe und den Grenzen eines der Figur verbundenen Graveurs, der voller Optimismus war, noch viele Pläne hatte, als ihn das Unvermeidliche traf, das ihn aus der Mitte seiner Freunde riß.

Freunde hatte er viele, Freund war er vielen Bundesfreunden, die ihm wohl lange Zeit ein ehrendes Gedenken bewahren werden und an die unvergeßlichen Stunden des persönlichen Kontaktes zu vielerlei Gelegenheiten denken werden. Jeder dieser Kontakte bereicherte, und so wird jeder, der ihn kannte und der sich wie er auf seinen 85. Geburtstag freute, ganz persönlich eine Lücke spüren, denn Freunde gehen immer zu früh von ihren Freunden, auch wenn sie — wie es ~~unserem~~ Max vergönnt war — ein erfülltes Leben mit allen seinen Freunden und Leiden gelebt haben. Unser Max — so wurde er ehrend und liebevoll genannt — ist nicht mehr unter uns, aber dennoch in unseren Gedanken bei uns.

Dr. Gerhard Machut
stellvertretender Vorsitzender
des ZFA Zinnfiguren

Am 23. August 1981 beging der Vorsitzende des Bezirksfachausschusses Zinnfiguren Karl-Marx-Stadt

Helmut Kempter

seinen 70. Geburtstag.

Schon seit seiner Jugend die Liebe zur Zinnfigur pflegend, verfügte Helmut Kempter bei der Gründung des Bezirksarbeitskreises Zinnfiguren Karl-Marx-Stadt im Jahre 1957 über große Erfahrungen. Seine historischen Kenntnisse und sein Talent für

die Gestaltung ließen ihn vor allem auf dem Gebiet der Kulturgeschichte hervorragende Dioramen schaffen.

Helmut Kempster ist es zu verdanken, daß sich der Bezirksfachausschuß sowohl an Zahl als auch an Geschlossenheit seiner Mitglieder so gut entwickelt hat und auf große Erfolge zurückblicken kann. Er verstand es, die Bundesfreunde immer wieder für unsere Arbeit zu begeistern. Fast alle Karl-Marx-Städter Sammler sind bei ihren ersten Schritten auf dem Gebiet der Zinn-

figur von Helmut Kempster beraten und gefördert worden.

Noch vor Abschluß der letzten Korrekturen an diesem Heft erreicht uns die Nachricht, daß unser verehrter Bundesfreund einem ihn schon lange quälenden schweren Leiden erlag. Uns erfüllt tiefer Schmerz über diesen Verlust.

ZFA Zinnfiguren

BFA Zinnfiguren Karl-Marx-Stadt



Abbildungen zum Beitrag „Zur Halterung der Schilde“ auf den Seiten 29 und 30:

- | | |
|--|---|
| <p>1 Ovaler dänischer Schild aus Bronze. Museum Kopenhagen</p> <p>2 Eisernes Schildnabelgestell eines fränkischen Schildes, gefunden bei Lodinières. Museum Sigmaringen</p> <p>3 Zwei Kämpfer vom Elfenbeindeckel des Antiphonariums St. Gregor, 8. Jahrhundert. Bibliothek von St. Gallen</p> | <p>4 Angelsächsischer Ritter aus der Aelfric-Handschrift, Ende 11. Jahrhundert. British Museum London</p> <p>5 Römischer Legionär, erste Hälfte des ersten Jahrhunderts. Nach Michael Simkins: The Roman Army from Caesar to Trajan. 1974</p> |
|--|---|

Verzeichnis der Autoren

TEXTAUTOREN

Professor Dr. sc. phil. Hans-Günter Eschke,
6900 Jena, Lutherstraße 86
Karl-Heinz Hempel, 7700 Hoyerswerda-N,
Albert-Schweitzer-Straße 17
Gerhard Kleinschmidt,
1035 Berlin, Pettenkoferstraße 4
Reinhold Müller,
8021 Dresden, Schlottwitzer Straße 6
Dr. Horst Neumeister,
4107 Nauendorf II
Erwin Ortmann,
5300 Weimar, Thomas-Mann-Straße 5
Florian Wilke, 1240 Fürstenwalde/Spree
Heinrich-Heine-Straße 34
Karl-Heinz Wittich,
4350 Bernburg, Nernststraße 11

BILDAUTOREN

Thomas Bruchelt,
5300 Weimar, Geleitstraße 7
(Seite 22 — nach Entwurf Wittich)
Doris Garscha-Friedrich
(Handreichungen 32, 34)
Dr. Horst Neumeister, 4107 Nauendorf II
(Seiten 36, 39, 40)
Erwin Ortmann,
5300 Weimar, Thomas-Mann-Straße 5
(Seiten 31, 33, 34, 35, Handreichungen
29, 30)
Eberhard Renno,
5300 Weimar, Kurt-Nehrling-Straße 54
(Seite 2, Figurentafel 1 bis 9)
Reproduktionen und Farbproduktionen)
Albert Roscher,
5300 Weimar, Humboldtstraße 48
(Seite 19 — nach Entwurf Wittich)
Gerhard Thiede,
8010 Dresden, Schweizer Straße 6
(Seiten 5, 7, 9, 10, 12, 13)

Zinnfiguren

wird als Arbeitsmaterial für Sammler
Freunde und Hersteller der Zinnfigur
herausgegeben vom Kulturbund
der Deutschen Demokratischen Republik,
Gesellschaft für Heimatgeschichte,
Zentraler Fachausschuß Zinnfiguren

Redaktion

Erwin Ortmann, Karl-Heinz Hempel
(Redakteure), Professor Dr. sc. Hans-Günter
Eschke, Helmut Hattenhauer, Paul Kaiser
Dr. Klaus-Ulrich Keubke,
Heidrun Wozel

Anschrift des Herausgebers

Kulturbund der DDR,
Gesellschaft für Heimatgeschichte,
Zentraler Fachausschuß Zinnfiguren,
DDR-1040 Berlin,
Hessische Straße 11/12

Anschrift der Redaktion

Karl-Heinz Hempel,
DDR-7700 Hoyerswerda-N,
Albert-Schweitzer-Straße 17,
Telefon 49 80

Als Manuskript gedruckt
Redaktionsschluß 30. September 1981

DDR 10,00 Mark

Umschlag Werner Claus
Herstellung Druckerei Fortschritt Erfurt,
Betriebsteil Nordhausen

Folgende Hefte des Arbeitsmaterials **zinnfiguren** können für neu hinzukommende Freunde der Zinnfigur und andere Interessenten über die offizin zinnfigur bezogen werden:

Heft 1974, 48 Seiten, 21 Tafeln, 3,50 Mark

Heft 1/1978, 48 Seiten, 25 Bilder, 5,00 Mark

Heft 2/1978, 64 Seiten, 7 Farbtafeln, 31 Bilder und Tafeln, 5,00 Mark

Heft 1/1979, 52 Seiten, 8 Farbtafeln, 20 Bilder und Tafeln, 8,00 Mark

Heft 2/1979, 64 Seiten, 3 Farbtafeln, 14 Tafeln und 16 Bilder, 8,00 Mark

Heft 1980, 64 Seiten, 8 Farbtafeln, 17 Tafeln und Bilder, 8,00 Mark

Sonderheft 1 (1977), 48 Seiten, 5 farbige und 26 schwarz-weiße Bilder und Tafeln, 6,00 Mark

Sonderheft 2 (1981), technik dioramenbau, 40 Seiten, 6 Zeichnungen, 7 Bilder, 4,00 Mark

Bezirksfachausschüsse und Fachgruppen erhalten 10 Prozent, bei Sonderheften 30 Prozent Nachlaß.

offizin zinnfigur am Stadtmuseum Weimar,
Karl-Liebknecht-Straße 7
5300 Weimar